



Evangelisch-Lutherische
Landeskirche Sachsens



Themenheft zu Beiträgen auf der Frühjahrstagung 2007
der Evangelisch-Lutherischen Landessynode Sachsens

Themenheft zu Beiträgen
von der Frühjahrstagung 2007
der Evangelisch-Lutherischen
Landessynode Sachsens

Eine Dokumentation zum Thementag
am 21. April 2007 in Dresden:
»Mut zur Mission« – Ermutigung
und Impulse das Evangelium unter
die Menschen zu bringen



Impressum

Herausgegeben vom Landeskirchenamt
der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche
Sachsens

Redaktionskreis:
OLKR Horst Slesazeck,
Lukasstraße 6, 01069 Dresden
Tel. 0351 4692-240

Titelfoto:
S. Giersch, Dresden

Layout, Satz:
Ö Grafik, Agentur für Marketing
und Design, Dresden

Druck: Druckerei Thieme, Meißen

Dresden, 2007

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	
1 Impulsreferate	
1.1 Was war »Mission« für die ersten Christen?	
1.2 Mission als Teilhabe an Gottes Sendung	
1.3 »Innere Mission« der Evangelischen Kirche in Deutschland aus Sicht eines indischen Christen	
1.4 Eindrücke und Einsichten aus den Nachgesprächen mit den Referenten	
2 Projektpräsentationen	
2.1 Ostergarten Lutherkirchgemeinde Crimmitschau)	
2.2 Tage ethischer Orientierung »TEO«(Landesjugendpfarramt/Pfadfinder)	
2.3 Kindertagesstätten (Einbindung Ehrenamtlicher)	
2.4 Lego-Zeit (missionarisches Projekt für 6–12 Jährige)	
3 Seminare und Workshops	
3.1 Seminar »Kirche öffnen« – Kirchenraumpädagogik«	
3.2 Workshop »Spiritualität im Alltag – sieben Schritte als Chance, Gottesdienst und Leben zu verbinden«	
3.3 Workshop »Sehnsucht nach Stille – ein missionarischer Anknüpfungspunkt?«	
3.4 Seminar »Vom Glauben leise reden – Impulse für eine gelingende Alltagskommunikation«	
3.5 Seminar »Machs Maul auf, tritt frisch auf...«	
3.6 Seminar »Gottes Korrespondenten – Geistliche Rede in den neuen Medien« ..	
3.7 Workshop »Notfallseelsorge – Last oder Chance für die Kirche?«	
3.8 Workshop »Seelsorge bei Nachbarn«	
3.9 Workshop »Glaubend leben – betend handeln: Diakonische Gemeinde«	
3.10 Seminar »(Be)suchen und Finden«	
3.11 Seminar »Neu anfangen – ein missionarisches Projekt im Kirchenbezirk Borna«	
3.12 Seminar »Gottesdienst als missionarisches Projekt«	
3.13 Workshop »Ökumenische Gemeindeerneuerung durch Partnerschaften zu Kirchen auf anderen Kontinenten«	
4 Wort der Synode an die Gemeinden	
5 Landesbischof Jochen Bohl: Predigt über Joh. 21, 15–19	
6 Anhang:	
6.1 Vom Glauben leise reden – Impulse für eine gelingende Alltagskommunikation (Pf. Diehl)	
6.2 Anliegen und Konzept einer kleinen Sprachschule des Glaubens (Pf. Diehl) ...	

Vorwort

»Mut zur Mission« – unter dieser Überschrift stand der Thementag der Landessynode im Frühjahr 2007. Mut zur Mission? Ja, wir brauchen solchen Mut, genau wie wir den Mut zur Wahrheit brauchen, oder den Mut zum Kind, oder den Mut zur Versöhnung. Wie die anderen Formulierungen entspringt auch das Thema »Mut zur Mission« der Erfahrung, dass das eigentlich Selbstverständliche gar nicht immer und überall selbstverständlich ist. Und darum sollten die Referate, Präsentationen, Seminare und Workshops die Synode und ihre Gäste nicht nur neu in das Nachdenken über Mission mit hinein nehmen. Sie sollten Anregungen geben, Möglichkeiten zeigen und zu ersten Schritten einladen, mit deren Hilfe Mission wieder zum »Querschnittsthema« und zum »Grundton« der kirchlichen Arbeit und des Christenlebens werden kann.

In dieser Broschüre werden alle Beiträge vom Thementag der Synode dokumentiert. Dass manche der Ausführungen auch Widerspruch hervorrufen, ist völlig normal. Denn Impulse wollen ja Anstoß geben und Anstoß sein. Sie sind als solche auch Meinungsäußerung der Referenten und geben nicht die Position der Landessynode wieder. Doch wenn uns provokante Thesen dabei helfen, die Sache tiefer zu durchdringen, unsere Denkgewohnheiten kritisch zu hinterfragen und die eigene Position um so klarer zu bestimmen, dann haben sie ihren Zweck sogar dann erfüllt, wenn wir ihnen nicht zustimmen können. Wir sollten es daher auch hier mit dem Apostel Paulus halten, der den Christen in Thessalonich rät (1.Thess. 5,21): Prüft aber alles, und das Gute behaltet.

Für die, die den Gottesdienst zur Landessynode nicht mit erleben konnten, ist die Predigt unseres Landesbischofs mit abgedruckt. Außerdem finden Sie im Anhang »Impulse für eine gelingende Alltagskommunikation« von Klaus-Jürgen Diehl. Damit wird einmal mehr die Einladung an die Gemeinden unterstrichen, sich dem Thema »Mission« stärker zuzuwenden.



Nun hoffen wir, dass in vielen Gemeinden die Fragen aus dem Wort der Synode, aus der Einladung zur Weiterarbeit, aufgenommen werden:

1. Welchen Impuls löst das Thema »Mut zur Mission« bei uns aus?
2. Welche Anregungen wollen wir konkret aufnehmen und umsetzen?
3. Welche Unterstützung brauchen wir dafür?
4. Wen wollen wir dabei als Partner gewinnen?

Wir hoffen, dass unter solchen Fragestellungen an vielen Orten der missionarische Auftrag zum »Querschnittsthema« wird und zum »Grundton« der kirchlichen Arbeit. Denn nur so entsprechen wir dem Anspruch und dem Zuspruch des Auferstandenen: Darum gehet hin und machet zu Jüngern alle Völker:

Taufet sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe. Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.

Mit freundlichen Grüßen

Gudrun Lindner
Präsidentin der 25. Landessynode

1 Impulsreferate

1.1 Impulsreferat von Privatdozent Pastor Dr. Wolfgang Reinbold

Was war »Mission« für die ersten Christen?

Sehr geehrte Frau Präsidentin,
sehr geehrter Herr Landesbischof,
hohe Synode,
sehr geehrte Damen und Herren,
liebe Brüder und Schwestern,

Was war »Mission« für die ersten Christen? Lassen Sie mich, bevor ich versuche, diese Frage positiv zu beantworten, zunächst kurz festhalten, was Mission für die ersten Christen nach meinem Eindruck nicht war:

These 1: Mission ist im ältesten Christentum nur ausnahmsweise organisierte, öffentlich sichtbare Mission.

Mission ist nur ausnahmsweise organisiert. Von dieser Regel gibt es in ältester Zeit eine große Ausnahme, und das ist die Mission des Paulus, die, wie Sie wissen, sehr wohl eine organisierte Mission war, und zwar eine gut organisierte, wie wir in den Paulusbriefen immer wieder sehen können. Die Einzelheiten können hier auf sich beruhen, wichtig ist das Gesamtbild:

These 1.1: Die gezielte Gründung von Gemeinden durch Paulus ist die Ausnahme, nicht die Regel. Zugespißt kann man sagen: Paulus ist die Mission der Alten Kirche (Karl Holl).

Fragt man nach der Art und Weise der Ausbreitung des Antiken Christentums, »so erlebt man eine große Überraschung. Man ist erstaunt zu sehen, wie wenig eigentlich in der alten Zeit nach unseren heutigen Begriffen missioniert worden ist«. Paulus ist »der Missionar, man ist versucht zu sagen, er ist die Mission der Alten Kirche«.¹

Diesem Satz ist, auch im Abstand von einem Jahrhundert, wenig hinzuzufügen. Gewiss gibt es viele Geschichten, die einen anderen Eindruck erwecken, insbesondere in den apokryphen Apostelakten. Die zwölf Apostel hätten ausgedehnte Missionsreisen unternommen. Sie seien bis nach Persien, Indien, Spanien gekommen, so ist zu lesen. Sie hätten die Welt als Missionsgebiet unter sich aufgeteilt.

Eine sorgfältige historische Kritik dieser Überlieferungen führt allerdings zu dem Urteil, dass es sich bei ihnen um Legenden handelt. Über die tatsächlichen Verhältnisse zur Zeit der Zwölf lässt sich ihnen wenig entnehmen.

Ähnlich zu beurteilen sind einige Passagen der biblischen Apostelgeschichte:

These 1.2: Die Berichte über »Missionspredigten« der Apostel vor großem Publikum sind legendär.

»Missionspredigten« vor großem Publikum sind in der Apostelgeschichte sehr prominent, insbesondere in den ersten Kapiteln. Die Erfolgsquote dieser Form der Mission war nach den Angaben des Lukas sehr hoch. 3.000 Menschen seien der Gemeinde an nur einem Tag hinzugefügt worden, heißt es Apg 2,41. Und wenig später zählt die Gemeinde schon 5.000 Glieder (Apg 4,4).

Eine sorgfältige historische Analyse dieser Berichte führt allerdings auch hier zu dem Ergebnis, dass es sich bei diesen Geschichten um Legenden handelt. Die zitierten Erfolgszahlen basieren nicht auf verlässlichen Daten, sondern sind fabelhaft.² »Missionspredigten« vor Tausenden von Zuhörern hat es, nach allem, was wir historisch ausmachen können, in neutestamentlicher Zeit nicht gegeben.

In Klammern sei hinzugefügt: Wenn es sie doch gegeben hätte, so wäre ihr Erfolg sehr viel geringer gewesen als es die zitierten Zahlen suggerieren. Denn die wichtigste Voraussetzung für eine Konversion ist nach den Erkenntnissen der Religionssoziologie eine persönliche Beziehung des möglichen Konvertiten zu einem der Mitglieder der neuen Gruppe.³ Fehlt eine solche Beziehung, wie es im Fall einer Missionspredigt vor Fremden zwangsläufig der Fall ist, tendieren die Erfolgchancen nach den vorliegenden empirischen Daten gegen Null.⁴

Damit komme ich zum zweiten Teil meines Vortrags: Was war nun Mission für die ersten Christen?

These 2: In der Regel findet Mission im Kleinen und Verborgenen statt.

Weil das so ist, ist sie in unseren Quellen oftmals kaum noch aufzuspüren. Zu klein und unspektakulär sind die Vorgänge, um die es geht, als dass sich die Quellen dafür sonderlich interessieren würden. Nur hin und wieder erlauben sie uns einen Einblick in die Prozesse, die dazu geführt haben, dass aus einer unscheinbaren jüdischen Bewegung in Judäa schließlich eine Weltreligion wurde.

These 2.1: Christliche Frauen suchen ihre nichtchristlichen Männer für den Glauben zu gewinnen.

Die Bedeutung der christgläubigen Frauen für die Ausbreitung des Christentums kann kaum überschätzt werden. Das ist ein Sachverhalt, der gar nicht oft genug betont werden kann, denn in dem am meisten verbreiteten Bild kommen die Frauen ja gar nicht vor: Da sind es Männer, näherhin männliche Amtsträger, die das Christentum verbreiten.

Die große Bedeutung der Frauen in der Frühzeit des Christentums ist unübersehbar und in der Forschung auch weithin anerkannt. Eine Fülle von Einzelnachrichten fügt sich zu dem Gesamtbild, dass der Aufruf zur Taufe offenbar »vor allem von den Frauen ergriffen worden ist, und daß der Prozentsatz der christlichen Frauen, besonders in den vornehmen Ständen, viel größer war als der der christlichen Männer« (Adolf v. Harnack).⁵

Ebenso bemerkenswert wie der Anteil der Frauen in den Gemeinden ist ihre Rolle bei der Ausbreitung des Christentums in den ersten Jahrhunderten. Zwei Beispiele:

1Petr 3,1–2: »Ebenso Ihr Frauen, ordnet Euch Euren Männern unter, damit auch die, die etwa dem Wort nicht gehorchen, durch den Wandel der Frauen ohne Wort gewonnen werden, wenn sie Euren in Furcht geführten, heiligen Wandel betrachten.«

Die verheirateten Christinnen, so wünscht es der Vf. des ersten Petrusbriefes, sollen durch ihr moralisch vorbildliches Verhalten diejenigen überzeugen, die der Kirche zurückhaltend oder ablehnend gegenüberstehen: Zunächst einmal ihre eigenen heidnischen Ehemänner, dann vielleicht auch deren Freunde und Bekannte, die Nachbarn, usw. Die Männer sollen mit eigenen Augen sehen können, wie rechtschaffen sich Frauen verhalten, die sich zur christlichen Gemeinde halten. »Ohne Wort«, so die bemerkenswerte Formulierung des Textes, sollen sie zur Konversion ermuntert werden.

Zwar ist auch das eine Idealvorstellung, aber wir haben keinen Anlass, daran zu zweifeln, dass der Verfasser entsprechende Fälle vor Augen hat. Das beste Beispiel dafür steht in einer Quelle aus dem zweiten Jahrhundert: Im Martyrium des Ptolemaios und des Lukios, wie es Justin überliefert (Apologie II 2):

Eine vornehme römische Dame will nach ihrer Bekehrung zum Christglauben das ausschweifende Leben ihres heidnischen Mannes nicht länger mitmachen. Sie hält ihm die Strafen vor, die Männern wie ihm im ewigen Feuer drohen – ohne Erfolg. So entschließt sie sich nach einiger Zeit zur Scheidung. Nun aber drängen ihre christlichen Freundinnen und Freunde sie, die Ehe fortzusetzen, denn es bestehe noch Hoffnung auf einen Gesinnungswandel des Mannes. Die Frau willigt ein, schweren Herzens. Dann allerdings realisiert sie, dass es keinen Sinn hat und gibt ihrem Mann den Scheidebrief.

Die Geschichte illustriert die vom Verfasser des ersten Petrusbriefes ins Auge gefasste Situation: Eine Frau ist Christin geworden, sie ändert ihren Lebensstil und sucht ihren Mann dafür zu gewinnen, es ihr gleich zu tun. Obwohl ein Erfolg nicht abzusehen ist und die Situation zunehmend unerträglich wird, reicht sie die Scheidung lange Zeit nicht ein; vielleicht, so hofft sie, kommt es am Ende doch noch zu einem Wandel, das heißt: zur Konversion.

Diese Konstellation ist typisch für die Situation im ältesten Christentum. Verheiratete Frauen werden (oder sind) Christinnen und suchen ihre heidnischen Männer für den Glauben zu gewinnen.

These 2.2: Christgläubige Herren und Herrinnen sehen es gern, wenn ihre Sklaven konvertieren.

Von frühester Zeit an ist belegt, dass die Sklaven und Sklavinnen es ihren christgläubigen Herren und Herrinnen nachtun und sich taufen lassen, teils gemeinsam mit ihnen, teils in einigem zeitlichen Abstand. Drei Beispiele:

Von der Purpurhändlerin Lydia in Philippi heißt es Apg 16, dass sie sich taufen lässt mit ihrem ganzen Haus, d. h. einschließlich ihrer Sklaven und Sklavinnen, deren Ehefrauen und Ehemännern, Kindern, usw. (Apg 16,15).

Entsprechende Nachrichten haben wir über andere Häuser: Das Haus des Stephanas, das Paulus getauft hat in Korinth (1Kor 1,16). Das Haus des Archisynagogen Krispos, ebenfalls in Korinth (Apg 18,8). Auch hier tun es die Sklaven ihren Herren gleich und konvertieren mit ihnen.

Ähnlich ist es im Fall des Sklaven des Philemon, an den Paulus den uns überlieferten Philemonbrief schreibt. Onesimus, so sein Name, wendet sich an Paulus und bittet ihn um Hilfe in einer finanziellen Angelegenheit. Bald nach seiner Ankunft wird er zum Christen. Daraus lässt sich schließen: Er wird im Hause seines Herren darauf vorbereitet gewesen sein auf mancherlei Weise. Und auch dies: Philemon hat ihn nicht zur Konversion gezwungen, sondern ihm offenbar die Entscheidung selbst überlassen.

Im zweiten Jahrhundert erklärt der Apologet Aristides diesen Umgang mit den Sklaven für eines der typischen Kennzeichen der Christen: »Sklaven aber und Sklavinnen oder Kinder, wenn der eine oder andere von ihnen welche hat, überreden sie aus Liebe zu ihnen, Christen zu werden; und sind sie es geworden, so nennen sie sie ohne Unterschied Brüder« (Apologie 15,6).

Das Stichwort »Kinder« führt uns zur nächsten These:

These 2.3: Christliche Mütter erziehen ihre Kinder christlich.

Der Gleichberechtigung der Geschlechter wegen sollte ich vielleicht hinzufügen: Christliche Väter erziehen ihre Kinder christlich. Allerdings ist in den Quellen davon kaum je die Rede. Die Mütter erziehen die Kinder christlich: Auch hier sind es vor allem die Frauen, die den Glauben weiter tragen.

Die Verhältnisse in den Familien sind uns kaum je im Einzelnen überliefert. Das beste Beispiel dafür, wie man es sich wohl vorzustellen hat, stammt aus viel späterer Zeit. Es ist die Kindheit Augustins.

Er schreibt: »So stand ich schon damals im Glauben, ebenso wie meine Mutter und das ganze Haus mit Ausnahme allein meines Vaters. Doch obschon er selbst ungläubig war, ließ er der mütterlichen Frömmigkeit ihr Recht, mich zum Glauben an Christus zu führen« (Bekenntnisse I 11). Das ist die typische Situation: Die Frauen sind Christinnen und erziehen ihre Kinder selbstverständlich christlich, oft gegen den Willen der Väter, sofern sie die Frauen gewähren lassen.

Und auch ihren Mann hat Augustins Mutter Monika noch nicht ganz aufgegeben, ganz wie im eben zitierten Fall aus Rom. Augustin schreibt: »So ertrug sie auch seine eheliche Untreue und hatte niemals deswegen mit ihrem Gatten Streit. Denn sie hoffte auf dein Erbarmen über ihn, und dass er durch den Glauben an dich Keuschheit erlangen möchte« (Bekenntnisse IX 9).

So ist die Lage in der Familie Augustins, und so wird man es sich in vielen Häusern vorzustellen haben. Die Familien sind eine der entscheidenden Keimzellen des Christentums, ja, sie sind die Keimzelle des Christentums. Denn das muss man sich ja klar machen: In ältester Zeit existiert Kirche gar nicht als eigene Größe neben den Privathäusern der Christen, sondern sie existiert ausschließlich in diesen Häusern.

Familien wie die der Maria in Jerusalem, von der wir Apg 12 lesen. Familien wie die des Philippus in Cäsarea (Apg 21) und der Lydia in Philippi (Apg 16), sie sind die Keimzellen der Gemeinden und zugleich ihr Zentrum. Hier kommt man zusammen, hier wird gebetet, hier wird der Glauben weiter gegeben.

Die Kinder sind christlich zu erziehen, das ist, wie mir scheint, für die ersten Christen von Anfang an eine Selbstverständlichkeit. Ausdrücklich gefordert wird es etwa vom Ende des ersten Jahrhunderts an. So mahnt der Verfasser des Epheserbriefes seine Leser: »Ihr Väter, reizt eure Kinder nicht zum Zorn, sondern erzieht sie in der Zucht und Ermahnung des Herrn« (Eph 6,4). Für den, der Presbyter sein will, ist es nach Tit 1,6 selbstverständlich, dass er »gläubige Kinder hat«. Und der erste Klemsbrief fordert die Gemeinde in Korinth auf: »[D]ie Älteren wollen wir ehren, die Jungen wollen wir erziehen in der Furcht Gottes. ... Unsere Kinder sollen der Erziehung in Christus teilhaftig werden; sie sollen lernen, was Demut bei Gott gilt, was reine Liebe bei Gott erreicht, wie die Furcht vor ihm gut und groß ist und alle rettet, die in ihm fromm wandeln in reiner Gesinnung« (1Klem 21,6.8).

So kommt es dazu, dass der Anteil der Christen und Christinnen, die den Glauben von ihren Eltern empfangen haben, stetig wächst. Schon in der Mitte des zweiten Jahrhunderts scheint das der Normalfall gewesen zu sein.

Dafür ein Beispiel aus den Märtyrerakten Justins, die etwa auf das Jahr 165 zu datieren sind. Der römische Präfekt Rusticus fragt die gemeinsam mit Justin inhaftierten Christen, ob Justin sie zu Christen gemacht hat. Er erhält zur Antwort: »Dar-auf Hierax: ›Ich war schon lange zuvor Christ‹. Paion stand auf und sagte: ›Auch ich bin Christ‹. ›Wer hat Euch gelehrt?‹ fragte Rusticus. Paion: ›Ich habe es von meinen Eltern empfangen‹. Evelpistus: ›Ich habe die Lehre des Justin gern gehört, aber dass ich ein Christ bin, habe ich von meinen Eltern empfangen‹« (Akten des Justin 4,5–7, Rezension A).

Zum Christen wird man dadurch, dass man Kind christlicher Eltern ist – das scheint im Umkreis Justins der Normalfall gewesen zu sein, und es ist zu vermuten, dass es andernorts ebenso gewesen ist. Die »natürliche Ausbreitung des Christentums durch Eltern auf Kinder«, um noch einmal Harnack zu zitieren,⁶ ist Mitte des zweiten Jahrhunderts dabei, zum wichtigsten Medium der Ausbreitung des Christentums zu werden. Christliche Familien bilden die Basis, von der aus der Glauben weitergegeben wird.

Nur noch in Klammern sei hinzugefügt: Manches spricht dafür, dass ein Grund für die Ausbreitung des Christentums in der Antike auch der war, dass christliche Familien in der Regel mehr Kinder bekamen als heidnische Familien. Die Kindesaussetzung, die in der Mehrheitsgesellschaft, vor allem in den Städten, üblich war und oft die Mädchen getroffen haben wird, war den Christen verboten, gleichfalls die Abtreibung. Das hatte Folgen für das Zahlenverhältnis zwischen den Geschlechtern, für die demographische Entwicklung und damit für die Ausbreitung des Christentums.⁷

These 2.4: Christen und Christinnen beeindruckten Freunde und Arbeitskollegen.

1Petr 2,11f. fordert der Verfasser seine Leser auf: »Geliebte, ich ermahne Euch, ... einen guten Wandel unter den Heiden zu führen, damit sie, während sie Euch als Übeltäter verleumden, durch Eure guten Werke zur Einsicht kommen und Gott preisen am Tage der Heimsuchung.« »Unter den Heiden«, d.i. im alltäglichen Umfeld, in der Nachbarschaft, an der Arbeit, unter Freunden, sollen sich die Christen anständig benehmen, damit die Verleumdungen widerlegt werden und die Verleumder zur Einsicht kommen und vielleicht sogar für die Gemeinde gewonnen werden.

Wenn die Christen von Außenstehenden auf ihren Glauben angesprochen werden, sollen sie sich wie folgt verhalten: »Den Herrn aber, Christus, heiligt in Euren Herzen, seid allezeit bereit zur Antwort jedem gegenüber, der von Euch Rechenschaft fordert wegen der Hoffnung in Euch, aber mit Sanftmut und Furcht und mit gutem Gewissen, damit wo Ihr verleumdet werdet, beschämt werden, die Euren guten Wandel in Christus beschimpfen« (1Petr 3,15f.). Die Situation lässt sich lebhaft vorstellen: Ein Christ wird im Kreise seiner Kollegen an der Arbeit angesprochen auf seinen Lebenswandel in jüngerer Zeit, auf sein Fehlen bei den gemeinsamen heidnischen Festen vielleicht (vgl. 4,3f.), auf die merkwürdigen Versammlungen, zu denen er sonntags geht. Dann soll er bereit sein zur Apologie, wie es hier im Griechischen heißt. Also: seinen Glauben freimütig bekunden, nicht mit ihm hinter dem Berg halten und mögliche verleumderische Gerüchte auf diese Weise entkräften (vgl. bereits Kol 4,5f.).

Justin bringt das Phänomen später auf den Punkt: Sehr viele Konvertiten werden überzeugt, so schreibt er, »entweder durch den Anblick des geduldigen Lebens ihrer Nachbarn oder durch Beachtung der außerordentlichen Sanftmut übervorteilter Reise-genossen oder dadurch, dass sie diese an denen erproben, mit denen sie Geschäfte machen« (Apologie I 16,4; vgl. II 1,2). Also: die Praxis der Christen, ihre alltägliche moralische Integrität und ihre Freundlichkeit als Nachbarn, Geschäftspartner und Reise-genossen, das ist es, was nach außen Eindruck macht.

These 2.5: Mikrokommunikation ist das primäre Medium der Mission.

Im Ganzen fällt auf, wie sehr die Kommunikationsformen, die für die Mission der ersten Christen typisch sind, mit dem privaten und halbprivaten Raum zu tun haben. Mission findet nicht im Vortragssaal statt oder in der Kirche oder auf dem Marktplatz. Sondern Mission findet statt in Familien, Häusern, Kleingruppen, u. ä. m. Ihre Kommunikationsformen sind demgemäß Formen der Primärkommunikation und der Quasi-Primärkommunikation bzw., wie ich es mit einem plastischeren Begriff nennen möchte, der Mikrokommunikation. Mikrokommunikation, Kommunikation im kleinen Rahmen, unpräzise, nicht öffentlich, ein Gespräch mit Wenigen, das ist es, was nach meinem Eindruck typisch ist für die Mission der ersten Christen.

Ich füge in Klammern hinzu: Das ist es auch, was nach den heute bekannten empirischen Daten allein erfolgsversprechend ist. Ich erinnere an das, was ich oben sagte: Voraussetzung für eine Konversion ist nach den Erkenntnissen der Religions-

soziologie eine persönliche Beziehung des möglichen Konvertiten zu einem der Mitglieder der neuen Gruppe. Eine unbekannte Person durch Haustürmission zur Konversion zu bewegen, ist ein fast unmögliches Unterfangen, wie viele von Ihnen aus eigener Erfahrung wissen werden. Ebenso ist es kaum möglich, ein unbekanntes Auditorium durch eine Missionspredigt zu gewinnen. Nur eine Zahl zur Illustration: Die Erfolgsquoten der Mormonenmissionare unserer Tage sind sehr hoch, wenn die Personen, die gewonnen werden sollen, durch gute nachbarschaftliche oder verwandtschaftliche Beziehungen mit Mormonen auf das Treffen mit dem Missionar vorbereitet sind (bis zu 50%). Tür-zu-Tür-Mission ohne Vorbereitung führt demgegenüber nur in etwa 0,1% der Fälle zum Erfolg.⁸

These 3: Attraktiv am ältesten Christentum war weniger seine Lehre, die man außerhalb der Gemeinden kaum kannte, als vielmehr seine Praxis.

Die Zeit ist knapp, daher nur zwei ganz kurze Streiflichter. Was war attraktiv am Christentum? Die Frage ist nur in sehr wenigen Einzelfällen mit einiger Genauigkeit zu beantworten, nämlich bei den Konversionen der Gebildeten, die später Rechenschaft über ihre Motive ablegten.⁹ Für die Motive der großen Menge der Konvertiten fehlen uns die Quellen, wir können sie nur mit aller Vorsicht erschließen. Ich denke, man wird so viel sagen können: Attraktiv waren bestimmte Aspekte der christlichen Praxis, nicht die christliche Lehre, die man »draußen« zumeist überhaupt nicht kannte.

Dazu zwei Zitate: Ende des zweiten Jahrhunderts klagt der Kirchenvater Tertullian: »Niemand wendet sich unseren Schriften zu, der nicht bereits ein Christ ist« (de testimonio animae 1). Das war, von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, die Lage. Man las die Schriften der Christen nicht, und falls doch, dann wirkte der erste Kontakt meist abschreckend. Alles in allem wussten die Außenstehenden so gut wie nichts über die Lehren der Christen.

Zweites Zitat. Was war attraktiv am Christentum? Mitte des vierten Jahrhunderts urteilt Kaiser Julian, selbst christlich erzogen, dann aber zum Christenfeind geworden, so: »Am meisten ist die Gottlosigkeit [d.i. die christliche Religion] gefördert worden durch die Menschenfreundlichkeit in bezug auf die Fremden, durch die Sorge für die Bestattung der Toten, und durch die erdichtete Ehrbarkeit ihrer Lebensführung«.¹⁰

Das dürfte treffend beobachtet sein. Christliche Moral und christliche Diakonie, Menschenfreundlichkeit, nicht nur nach innen, sondern auch nach außen, das vor allem scheint die heidnischen Nachbarn beeindruckt zu haben. Der christliche Arzt heilte kostenlos, auch die Nichtchristen. Die Armen, Kranken, Gefangenen, die Witwen und Waisen wurden unterstützt, die Toten bestattet. Und, nicht zuletzt: Die Christen machten keine Unterschiede. Hier saßen die Armen neben den Reichen, und sie aßen miteinander, ohne weiteres. Wer zu den Christen stieß, durfte sich hinfort als »Bruder« und »Schwester«, als Teil einer Großfamilie fühlen, die untereinander eine der heidnischen Welt unbekannte Geschwisterliebe übte.

These 4: Die Gemeinden der ersten Christen wachsen langsam, nicht schnell.

Ich schließe mit einer These, die manche von Ihnen irritieren wird, weil Sie vielleicht gewohnt sind, davon zu hören, das antike Christentum habe sich in großer Geschwindigkeit ausgebreitet, es sei außerordentlich schnell gewachsen. Das aber ist, aufs Ganze besehen, nicht der Fall.

Gewiss finden wir schon Ende des ersten Jahrhunderts an erstaunlich vielen Orten im Römischen Reich christliche Gemeinden. Das aber ist kein Beleg für schnelles Wachstum, sondern ein Beleg dafür, dass viele Christen sehr mobil waren, wie es bereits im Neuen Testament reich bezeugt ist: Christen reisen, sie ziehen um, die Händler fahren von Osten nach Westen und wieder zurück. Und überall dort, wo sich Zwei oder Drei versammeln in Jesu Namen, entsteht Gemeinde. Diese Gemeinden aber waren, das ist stets im Auge zu behalten, klein. Fragt man nach absoluten Zahlen, so spricht Vieles dafür, dass die Christen erst zu Beginn des vierten Jahrhunderts die Marke von 10 % der Bevölkerung des Römischen Reiches überschritten haben. D. h.: es hat mehr als 250 Jahre gedauert, bis jeder Zehnte ein Christ war.

Zum Abschluss der Versuch, diese Zahlen mit Leben zu füllen. Nehmen wir Folgendes an: Ein christliches Ehepaar hat zwei Kinder und erzieht sie christlich. Darüber hinaus gelingt es dem Mann, einen seiner heidnischen Nachbarn für die Gemeinde zu gewinnen, und die Frau überzeugt eine ihrer Freundinnen vom Glauben (wohlgemerkt: Eine, und zwar Eine in ihrem ganzen Leben). Wenn sie das tun, dann haben sie mehr (!) getan, als wir voraussetzen müssen, um das Wachstum des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten erklären zu können.

Summarium:

Mission ist im ältesten Christentum nur ausnahmsweise organisierte, öffentlich sichtbare Mission. In der Regel findet sie im Kleinen und Verborgenen statt, und ihre Akteure sind die einzelnen Christinnen und Christen: Christliche Frauen, die ihre Männer für den Glauben zu gewinnen suchen, christliche Herren, die es gern sehen, wenn ihre Sklaven konvertieren; Mütter, die ihre Kinder christlich erziehen, Väter, die Freunde und Arbeitskollegen durch ihre Integrität beeindruckten. Gelingende Mission braucht persönliche Beziehungen und eine zwanglose Form der Kommunikation im Kleinen, die ich Mikrokommunikation nenne. So wächst das älteste Christentum vor allem in der Familie, im Freundeskreis und im sozialen Umfeld der Christen, übrigens nicht schnell, wie manchmal zu lesen, sondern langsam.

Kontakt:

Privatdozent Dr. theol. Wolfgang Reinbold
Universität Göttingen
Theologische Fakultät
Platz der Göttinger Sieben 2, 37073 Göttingen
Telefon: 0511 39 7156, Telefax: 0511 397488
www.uni-goettingen.de



1.2 Impulsreferat von Prof. Dr. Harald Schroeter-Wittke

Mission als Teilhabe an Gottes Sendung ¹¹

Hohe Synode,

gerne bin ich der Einladung gefolgt, Ihnen heute ein systematisch-theologisches Impulsreferat zur Mission vorzutragen. Ich habe dazu einen unspektakulären Titel gewählt, der es dennoch in sich hat: Mission als Teilhabe an Gottes Sendung. Mit diesem Titel beziehe ich mich auf eine Formulierung, die auf der Weltmissionskonferenz in Willingen 1952 durch Georg F. Vicedom geprägt wurde und dann auf der 3. Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen 1961 in New Delhi für das weltweite Missionsverständnis richtungsweisend wurde. Vicedom brachte dies auf die Formel: *missio dei – actio dei*. Oder anders gesagt: Bei aller Mission der Kirchen und der Christen geht es zunächst und in allererster Linie um die *missio dei* als *actio dei*, um Mission als Aktion Gottes. Nicht die Kirchen und nicht die Christen sind die Subjekte oder gar die Trägerinnen und Träger von Mission, sondern Gott selbst.

Mission ist daher weder etwas, was wir tun oder lassen könnten, noch etwas, was wir grundlegen müssten. Vielmehr ist »jeder christlichen Mission [...] ihr Grund gelegt im missionarischen Handeln Gottes, wie es sich in seiner Geschichte mit seinem Volk Israel und im Kommen seines Sohnes Jesus Christus gezeigt hat« und durch das Wirken des Heiligen Geistes je neu zeigt. »Als Kirche« und als Kirchen »sind wir hineingenommen in diese Bewegung Gottes« zur Welt hin. »Von dieser Bewegung her«, der auch wir uns als Christen verdanken, »dürfen wir Mission in unserer Zeit weiter denken, um für die Botschaft des Evangeliums glaubwürdig zu werben.« So lautet die Präambel der Bonner Thesen zur Mission, die 2005 den missionarischen Denkprozess im Rheinland befruchtet haben.¹² Sie gehen zum einen von der Einsicht aus, dass Mission ein unaufgebbarer Lebensvollzug der christlichen Kirche ist, denn: Das Christentum existiert entweder missionarisch oder gar nicht.¹³ Sie gehen zum anderen von der Einsicht aus, dass die Mission der Kirchen seit dem Beginn der Moderne mit einigem Recht in Misskredit geraten ist, weil sie vielfach zu berechnend war und Menschen in ihrem Elend zu überreden versuchte – sie dafür zum Teil erst ins Elend trieb bzw. treiben ließ. Statt Menschen mit Power zu überreden besteht Mission aber in dem schwierigen, unberechenbaren, ohnmächtigen, entsagungs- und anfechtungsvollen Geschäft des Dienens und Überzeugens.

Jegliche Attitüde von Zwang im Zusammenhang mit Missionsbemühungen ist für das missionarische Handeln Gottes und der Kirchen kontraproduktiv. Das hat historische Gründe und liegt u. a. an den sich seit 500 Jahren kontinuierlich verändernden Machtkonstellationen zwischen Religion und Politik. Man kann in dieser Entwicklung auch eine gute Konsequenz der Reformation sehen. Die Kirchen verlieren

jedenfalls seit 500 Jahren gesellschaftlich immer mehr an Macht. Sie gewannen zwar zwischendurch wieder mehr an Einfluss, aber auch dies wird aufs Ganze gesehen immer weniger, weil die Kirchen zunehmend nicht mehr für das Ganze stehen, sondern für einen Bereich, den wir gemeinhin dem Privaten zurechnen. Die Kirche hat ihren vielfach mit Zwang ausgeübten prägenden Einfluss auf den Einzelnen verloren. Galt bis vor 200 Jahren im abendländischen Bereich z. B. vielerorts noch Kirchengangszwang, so werden die Kirchen schlagartig leerer, als sich dieser Zwang lockert. Das 19. Jh. ist das große Jahrhundert der sehr schnell leerer werdenden Kirchen. Die Menschen lassen sich immer weniger von der Kirche sagen. Andere Kulturformen gestalten nun die Räume, die Kirche bislang immer auch mit gestaltet hat: die Musik, die Kunst, das Theater, die Unterhaltung, das Wirtshaus, das Militär, die Nation, die Ideologie, die Schule, die Banken, der Sport, die Neuen Medien, die Popkultur.

Dazu tritt ein 2. Problem: Wir haben es heute in einer nachchristlichen Situation nämlich deutlich schwieriger als z. B. noch Paulus: Wir haben nämlich keine neue Botschaft wie noch Paulus, sondern unsere Botschaft hat eine 2000jährige Geschichte – mit deutlichen Schattenseiten. Und viele Menschen in unserem Land wissen oder glauben zu wissen, was es mit dem Christentum auf sich hat – und wollen genau deshalb damit nichts, aber auch rein gar nichts zu tun haben. Und das z. T. mit gutem Grund.

Als ich 13 Jahre alt war, starb mein Urgroßvater Paul Presser im Alter von 93 Jahren. Er war in den 20er Jahren aus Schlesien ins Ruhrgebiet gekommen und hatte dort als Bergmann malocht. Er war ein Mann der Tat, sagte selten etwas, rauchte Pfeife, lächelte kaum. Bis 4 Jahre vor seinem Tod hat er seine bettlägerige Frau fast 10 Jahre lang liebevoll im Altenheim gepflegt. Seine Beerdigung ist die erste, an die ich mich erinnern kann. Sie fand ohne kirchliche Mitwirkung statt. Denn als KPD- und nach 1945 SPD-Mitglied hat mein Urgroßvater sehr genau gewusst, warum er mit Kirche nichts mehr zu tun haben wollte. Wenn er wüsste, dass sein Urenkel Theologieprofessor geworden ist, würde er sich wahrscheinlich im Grabe umdrehen. Aber vielleicht schaut er auch gerade vom Himmel auf uns herab und denkt sich: Na gut, der wird's schon machen! Wie dem auch sei, in unserer Familie hat es 50 Jahre gedauert, bis ein kleiner Teil dieser Familie sich nach dem großen Bruch mit dem Christentum wieder aufs Christentum einlassen konnte. Und auch in dieser Familie gibt es wieder neue Abbrüche, von denen niemand weiß, wohin sie führen werden.

Oder ein anderes Bild: Wenn ich die Türme meiner Heimatstadt Duisburg vor meinem inneren Auge vorbeiziehen lasse, dann sind dort mächtige Türme dabei: Der lange Lulatsch, der Turm der Wasserwerke, dessen Dach vom Patenonkel meines Bruders gedeckt wurde; oder der Turm der Kabelwerke, der so hoch war, dass er manchmal im Dunst verschwand; oder der Fernsehturm am Kaiserberg, durch den wir mit der großen weiten Welt verbunden waren. In meinem inneren Stadtbild gibt es keinen Kirchturm, denn nach dem 2. Weltkrieg wurde die alte gotische Salvatorkirche in Duisburg zwar wieder aufgebaut, aber eben ohne Kirchturm – als Leerstelle zur Erinnerung an jene Zeit der Zerstörung von außen und innen. Und auch die Städte-

planung ist an der Salvatorkirche vorbei gegangen, denn sie befindet sich heute am Rande der City. So gesehen gibt es keine Citykirche in Duisburg. Kirche in meiner Heimat gibt es nur unter ferner liefen.

Das sind prägende Erfahrungen, die ganze Weltbilder beinhalten. Die Kirche steht vielleicht noch in manchem Dorf, aber nicht mehr im Zentrum jeder Stadt. Glücklicherweise zu preisen die Städte, die so etwas noch oder wieder haben! Und dennoch ist dies kein Zustand, der für alle um jeden Preis zu erstreben wäre. Kirche befindet sich gesamtgesellschaftlich gesehen am Rande. Und als solche wird sie von den Menschen geschätzt und auch geliebt.

Ich berichte dies nicht deshalb so ausführlich, weil ich schlechte Stimmung verbreiten will – im Gegenteil, ich bin doch Rheinländer. Ich beschreibe dies deshalb, weil dies m. E. unsere missionarische Ausgangssituation ist. Wir stehen am Rande und werden dort auch gebraucht.¹⁴ Alle Versuche, in die Mitte zurück zu wollen, sind m. E. unrealistisch – von hier bis nach Sachsen, wie man bei uns im Rheinland sagt. Wie kann angesichts dieser Situation Mission weiter gedacht werden? Das war die Ausgangsfrage für die Bonner Thesen, deren Motto lautet: Mission weiter denken. Mission weiter denken gilt in einem dreifachen Sinne:

1. Es steht Theologie und Kirche gut an, weiter über Mission nachzudenken. Dies ist in den letzten 50 Jahren in der Theologie nicht immer geschehen, besonders nicht in meiner Disziplin, der Praktischen Theologie. Der Missionsvergessenheit der Theologie korrespondierte eine Kulturvergessenheit der Theologie, deren Effekt eine Selbstisolation von Theologie und Kirche ist.¹⁵ Bis in die Gegenwart hinein ist dies spürbar, wenn z. B. neulich auf dem Wittenberger Zukunftskongress gefordert wurde, den Laienbegriff abzuschaffen. Gerade in der Nichtdefinierbarkeit des Laien bzw. der Laiin liegt das Potential, die Kirche auch weiterhin in Unruhe darüber zu halten, wie denn ihr Weltbezug ist und wie er gestaltet werden soll. Eine der wichtigsten missionarischen Gestaltungsformen zeitgenössischer Kirche ist die Laienbewegung Kirchentag, den sie ja klugerweise für 2011 nach Dresden eingeladen haben und der auch Ihrer Kirche hoffentlich einen guten Dienst erweisen wird.

2. Es steht Theologie und Kirche gut an, Mission weiter zu denken als nur ein bestimmtes missionarisches Format. Der Missionsbegriff muss geöffnet werden von manchen Einseitigkeiten, wie er bei einigen missionarischen Gruppierungen begegnet. Missionarisch ist, was für den christlichen Glauben wirbt. Es ist Abschied zu nehmen von der Festlegung der Mission auf bestimmte Modelle, Königswege oder Rezepte, wie sie in manchen missionarischen Gemeindeaufbaukonzepten, Evangelisationsveranstaltungen und Glaubenskursen begegnen. Es ist Abschied zu nehmen von der einseitigen Zielvorstellung der Bekehrung, denn der christliche Glaube ist prozesshaft, bleibt fragmentarisch und kann auch scheitern. Mission weiter denken heißt daher auch, ethische Standards christlichen Handelns auch bei der Mission einzuhalten. Es geht um die Bildung eines Vertrauensverhältnisses, das dem Inhalt des Evangeliums entspricht. Der gute Zweck rechtfertigt nicht Methoden der Manipulation oder das Überschreiten religiöser Schamgrenzen.

3. Es steht Theologie und Kirche gut an, auch weiterhin zunächst über Mission weiter nachzudenken, bevor man missionarisch handelt. Denn Mission hat eine 2000jährige Geschichte – mit Licht und Schatten. Daraus können wir lernen. Ich beginne mit einer Infragestellung einer vermeintlichen Selbstverständlichkeit: Es gibt nämlich keinen Missionsbefehl. Erst seit dem späten 19. Jh. steht der Schluss des Matthäusevangeliums in unseren Bibeln unter der nichtbiblischen Überschrift »Der Missionsbefehl«.¹⁶ Überhaupt ist der Begriff der Mission gar kein biblischer, sondern bildete sich erst, als in Rom für die neu eroberten Gebiete in Südamerika eine kirchliche Rechtserlaubnis, eine sog. *missio*, zur kirchlichen Tätigkeit unter den dortigen Heiden, erteilt werden musste. Mission ist dem Wort nach erst eine Erfindung und Entwicklung der Moderne und hat teil an deren Ambivalenzen, angefangen vom Glanz und Elend der Missionsgeschichte, die eng mit den Kolonialisierungen verbunden ist, bis hin zu der Vorstellung, die man sich vom Missionsbefehl macht.

Betrachten wir uns den Schluss des Matthäusevangeliums genauer, so gibt es in dem gesamten Textabschnitt Mt 28,16–20 nur einen einzigen Imperativ. Es handelt sich um die Aufforderung, alle Völker zu Jüngern zu machen. Sie sollen Schüler der Lehre Jesu werden. Die missionarische Eigenart dieser Lehre hat Henning Schröer auf den Begriff gebracht: »Die Lehre des Christseins besteht nicht in einer Lehre, die wir Christen haben, sondern in der wir sind.«¹⁷ Weil und insofern wir in dieser Lehre sind, werden wir eine Ausstrahlungskraft entwickeln, die Menschen zu Jüngerinnen und Jüngern Jesu macht. Dieses »weil und insofern« spiegelt sich im griechischen Text darin, dass alle anderen Missionstätigkeiten nicht als Imperativ, sondern als Partizip formuliert sind, als Partizipation, als Teilhabe. Das betrifft sowohl das Taufen als auch das Lehren. Und das betrifft insbesondere die Aufforderung, sich auf den Weg zu den Menschen zu machen. Hingehend, vorübergehend, unterwegs machet zu Jüngern – so müsste man wörtlich übersetzen. Mission geschieht im Vorbeigehen, en passant – das ist der vom Missionsauftrag Jesu her angemessene Ton der Mission, der die Musik macht: Übergang statt Untergang.¹⁸ Die Kirche geht vorbei – in alle Welt. Dazu muss sie Loslassen üben. Also los!

Ich habe Sie heute nicht zum Appell antreten lassen, um Ihnen zu verkünden, wo es unter missionarischen Aspekten denn nun lang geht – wer wüsste das auch schon! Sondern ich halte Ihnen ein Impulsreferat – hoffentlich anstößig genug, damit Sie zu neuen Gedankengängen an- und aufgeregt werden. Genauso wie ich Ihnen hier nichts befehlen kann, sondern unter Gleichberechtigten einen Impuls gebe, genauso gibt es auch keinen Missionsbefehl, sondern einen Missionsimpuls, eine freundliche Aufforderung, einen Anstoß zur Mission. Ein Befehl passt überhaupt nicht zu dem, was mit Jesus in die Welt gekommen ist. Ein Befehl kommt in militärischen, administrativen und mechanisch-technischen Zusammenhängen vor, also in den Zusammenhängen, die unsere Welt seit dem 19. Jh. so faszinierend und bedrohlich zugleich verändert haben. Weite Bereiche funktionieren nach dieser Logik. Eine ihrer Symbolfiguren heißt James Bond. Auch er hat eine Mission, interessanterweise aber eine geheime und keine öffentliche. Und er löst sie so: Eindeutiger Auftrag – diffizile

Technik. Dem Evangelium, das wir verkündigen, wird eine solche Mission jedoch in keinster Weise gerecht. Denn die Ausgangsbewegung missionarischen Handelns – Jesu Leben, Sterben und Auferweckung – kennt keine Befehlsstruktur. Auch ist sie nicht eindeutig, sondern deutlich und mehrdeutig – wie die Gleichnisse z. B. Wir haben das Evangelium nicht, und wir besitzen es nicht. Daher können wir auch nicht darüber verfügen oder es verwalten. Wir können es nicht instrumentalisieren oder operationalisieren. Das Evangelium ist Vertrauenssache, eine Herzensangelegenheit – und Herzenssachen lassen sich nunmal nicht befehlen – zum Glück! Es gibt keinen Missionsbefehl, wohl aber die Bevollmächtigung zum missionarischen Handeln, das Begeistertsein von Gott als dem Liebhaber des Lebens. Missionarisches Handeln wird uns nicht befohlen, sondern es ist uns anvertraut, anbefohlen – nach innen wie nach außen. Meine missionstheologischen Grundsätze lauten daher zum einen Mt 12,34: »Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über.« Und zum anderen aus der Rechenschaftsrede von Petrus und Johannes vor dem Hohen Rat in Apg 4,20: »Wir können's ja nicht lassen, von dem zu reden, was wir gesehen und gehört haben.«

Ich möchte dies mit drei wichtigen biblischen Missionsgeschichten weiter reflektieren:

1. Unterwegs mit dem Auferstandenen – die Emmausgeschichte (Lk 24,13–35)

En passant – vorübergehend – unterwegs, so handelt Gott an und mit uns Menschen. Das tat und tut er so mit dem Volk Israel, das tat er mit Mose und Elia auf dem Horeb. So geschieht es auch mit jenem Wanderprediger, den wir als den Sohn Gottes glauben. Und auch die biblische Missionsgeschichte ist voll von diesem Unterwegs-Sein, sei es beim Apostel Philippus, der dem Beamten aus Äthiopien auf dessen Wagen unterwegs die Frohe Botschaft näher bringt, sei es beim reisenden Apostel Paulus, sei es beim wandernden Gottesvolk im Hebräerbrief. Auch beim Auferstandenen ist dies so, wenn wir z. B. auf die Emmausgeschichte in Lk 24,13–35 schauen. Dort machen sich 2 Jünger 3 Tage nach der Kreuzigung auf den Heimweg von Jerusalem nach Emmaus. Ihnen gesellt sich ein Unbekannter bei, der Auferstandene. Er gibt ihnen Impulse für die Deutung dessen, was da in Jerusalem geschehen war, warum das mit Jesus so hatte enden müssen, wie es geendet war. Die Jünger verstehen aber nicht! Das muss man sich klar machen: Der Auferstandene selbst predigt den Jüngern, und diese verstehen ihn nicht. Welch eine Szenerie für all unsere Predigt, Verkündigung, Mission! Der Herr Jesus selbst verkündigt, predigt, legt aus und das, was er sagt, bleibt ebenso unerkannt wie der Auferstandene selber. So zwanglos kommt der Herr daher, dass selbst seine Jünger ihn nicht wahrnehmen. Wer so zwanglos missioniert, macht sich verletzlich, riskiert das eigene Scheitern, setzt sich selbst aufs Spiel. Nur eine Mission, die zu solcher Offenheit fähig ist, wird von den Menschen als Vertrauen bildende Maßnahme wahrgenommen, die dann auch ein Leben lang tragen kann. Und so geht die Emmaus-Geschichte dann ja auch mit der Gastfreundschaft weiter: Erst als der Auferstandene die Gastfreundschaft der Jünger genießt und das Brot bricht, erkennen

sie ihn. Und noch im selben Augenblick verschwindet er wieder vor ihren Augen. Aber das Herz – das brennt weiter! Brannte nicht unser Herz? So fragen sich die Jünger später. Die reine Rede tut's freilich nicht. Das Wort muss Fleisch werden, uns in Fleisch und Blut übergehen – oder in diesem Falle – Brot werden und von uns einverleibt werden. Nur so kann es uns die Augen öffnen und unsere Herzen entflammen. Dazu müssen wir uns auf das Fremde, den Fremden einlassen und dem Unbekannten Gastfreundschaft und Unterkunft im eigenen Haus gewähren. So beginnt Mission nicht damit, dass Kirche auf Sendung ist, sondern damit, dass sie auf Empfang ist – für Unbekannt. Einladung an Unbekannt – so hatte der Kirchentagsgründer Reinold von Thadden-Trieglaff den Kirchentag beschrieben. Lassen Sie sich darauf ein, damit z. B. der Kirchentag auch missionarisch wirken kann.

2. Mission ist Verschwendung – das Gleichnis vom vierfachen Acker (Mk 4,3–9)

Wir sind nicht Subjekte der Mission, sondern Gott selber. Wir haben Anteil an der missio dei,¹⁹ mit der er sich der Welt zuwendet und die dieser Welt und ihrem Heil gilt. Wenn ich von Mission als Verschwendung rede, so ist dies allerdings nur berechtigt, wenn Gott selbst ein Verschwender ist. Und in der Tat: Verschwendung ist ein Gottesprädikat.²⁰ Verschwenden und verschwinden hängen eng zusammen. Wir haben das bei der Emmausgeschichte gesehen, wo sich der Auferstandene verschwendet und verschwindet. Wer verschwendet, bringt dadurch, dass er sich verausgabt, etwas zum Verschwinden. Gott verschwendet sich selbst:

- als Schöpfer, dessen Schöpfung nur so strotzt von überflüssiger Verschwendungslust;
- in seinem Sohn Jesus Christus bis zum Tode am Kreuz
- als Heiliger Geist in der Vielfalt der Charismen.



Gott selbst verschwendet sich und bringt sich bis zur Unkenntlichkeit am Kreuz zum Verschwinden und nimmt damit nach abendländischer Lehre auch unsere Sünden auf sich und bringt sie zum Verschwinden.

Gott ist vergeblich – umsonst ist die Gnade. Diese Ambivalenz der Reichhaltigkeit Gottes ist für uns Menschen oft nur schwer zu ertragen. Gott verschwendet sich dreifaltig. Aber wir sind dieser Fülle nicht gewachsen und rezipieren sie einfältig. Wir nehmen sie wahr in unseren begrenzten Horizonten und Kulturen. Das ist auch nicht weiter schlimm, solange wir unsere Einfalt nicht für die einzig mögliche halten. In Gottes Haus nämlich sind viele Wohnungen, wie Jesus in Joh 14,2 sagt.

Ein biblisches Beispiel für die Verschwendung Gottes ist das Gleichnis Jesu vom vierfachen Acker in Markus 4,3–9: TEXT LESEN (Bibel in gerechter Sprache).

So unwirtschaftlich handelt Gott, so verschwenderisch sieht Gottes Heilsökonomie aus. Um einen ehemaligen CDU-Generalsekretär zu persiflieren: Was würde McKinsey dazu sagen? Am besten nichts mehr auf den Weg, auf den Felsen und unter die Dornen säen, das spart Ressourcen. Aber, so frage ich, wovon sollen dann die Vögel leben?

Missionarische Existenz ist verschwenderisch. Missionarisches Handeln bedeutet nicht den Rückzug auf vermeintlich Eigentliches oder auf den fruchtbaren Boden. Das Säen ist Aufgabe der Kirche, weniger das Ernten. Zum Ernten bittet man den Herrn der Ernte um Arbeiter – die werden sich finden. Aber Säen – das ist erste Aufgabe der Kirche, auch wenn vieles dabei auf unfruchtbaren Boden fällt. Dabei ist nach Jesu Meinung das Unkraut nicht dazu da, dass es ausgejätet wird (Mt 13,24–30). Das missionarische Handeln der Kirche ist kein Unkrautvertilgungsmittel, kein Mittel zur Effektivitätssteigerung des Ertrags, sondern verschwenderisches Säen. Wer da kärglich sät, der wird auch kärglich ernten (2. Kor. 9,6).

3. Mission verändert alle – eine Missionserfahrung des Petrus (Apg 10f)

Die Apostelgeschichte erzählt in paradigmatischer Weise die ersten Schritte des Weges des Evangeliums seit Jesu Abwesenheit auf Erden. Dabei stehen ihre großen Reden immer an wichtigen Scharnierstellen. In Kapitel 10 und 11 der Apostelgeschichte steht auf dem Spiel, ob wir hier heute morgen als Christen in die Gemeinschaft der Christenheit aufgenommen sind oder nicht. Es geht nämlich seit der Bekehrung des Saulus um die Frage, ob auch die Heiden einen Zugang zum Evangelium haben. Und genau an dieser Stelle macht Petrus eine Missionserfahrung, die paradigmatisch ist für alle Formen von Mission. Petrus muss seine bisherige Glaubenseinstellung und –erfahrung, seine Theologie und sein Kirchenverständnis durch eine Missionserfahrung vollständig revidieren. Mission heißt immer auch: Der Missionar bekehrt sich – und: Der Missionar macht sich die Finger schmutzig. Ein römischer Hauptmann, ein Heide namens Kornelius, lässt aufgrund einer Vision nach Petrus rufen. Dieser glaubt aber, dass er mit Kornelius aufgrund der jüdischen Reinheitsgebote keinen Kontakt haben darf. Nun träumt Petrus am Mittag von einem weißen Tuch, das vom Himmel her aufgespannt ist und auf dem allerlei unreine Tiere kriechen. Eine himmlische Stimme ertönt: Steh auf, Petrus, schlachte und iss! Petrus aber antwortet: O nein, Herr; denn ich habe noch nie etwas Verbotenes und Unreines gegessen. Darauf die Stimme: Was Gott rein gemacht hat, das nenne du nicht verboten. (Apg 10,15) Petrus lässt sich daraufhin auf einen Besuch bei Kornelius ein und findet dort, wie er später in seiner Rechenschaft sagt, dass Gott den Heiden »die gleiche Gabe wie auch uns« (Apg 11,17) gegeben habe. Und so schließt er seine Missionserfahrung mit der Frage: Wer war ich, dass ich Gott wehren konnte? (Apg 11,17) Bei seinen Erörterungen zu Grundfragen der Evangelisation kommt Walter J. Hollenweger in seiner Auslegung dieser Geschichte zu folgendem Ergebnis: »Das Aufregende an dieser Geschichte ist [...], daß ein Apostel, der zum Felsen der Kirche berufen war, im Verlauf seiner Evangelisation etwas über das Evangelium lernte, das er vorher nicht nur nicht gewußt hatte, sondern das im Widerspruch zu seinem vorherigen Evangeliumsverständnis stand. [...] Der wahre Evangelist geht bei seinem Zeugendienst« – im Unterschied zum Propagandisten – »immer wieder das Risiko ein, daß sein Christusbild von seinem Hörer korrigiert wird oder sogar daß er als »unrein« wird in den Augen seiner

Mitchristen.«²¹ In der Mission wird das Evangelium ein anderes, und der Missionar befindet sich nach der Mission woanders als vorher. Durch jedes neue Kirchenglied wird die Kirche eine andere. Daher bedeutet Mission immer auch Kirchenreform. Denn Mission verändert alle daran Beteiligten.

Zum Abschluss ein doppelter Anstoß:

Zunächst bündele ich meine Überlegungen in 7 Impulsen:

1. Es gibt keinen Missionsbefehl.
2. Die Gnade ist nicht billig, sondern umsonst – gratis – vergeblich.
3. Mission ist Verschwendung.
4. Mission ist Vertrauenssache.
5. Mission bedeutet Kirchenreform, denn in der Mission verändert sich der Missionar.
6. Missionarisches Handeln bedeutet, des eigenen Scheiternkönnens gewärtig sein.
7. Mission bedeutet nicht nur Kirche auf Sendung, sondern auch Kirche auf Empfang.

Schließlich möchte ich kurz noch einen Punkt der missionarischen Konkretion nennen. Es gibt ein Phänomen, auf das die Protestanten große Stücke halten, obwohl und weil es der ganzen Menschheit gehört: die Bibel. Ich halte die Bibel für das größte missionarische Kapital, das wir haben. Franz Fühmann schrieb dazu zum Lutherjahr 1983: »Ich begann die Geschichten der Bibel zu lesen: Ein Riß; und der Abgrund Mensch klaffte auf.«²² Das ist das missionarische Kapital der Bibel, dass es diese Abgründe zur Darstellung bringt. Darauf würde ich es gerne wieder ankommen lassen, biblische Geschichten mit allen Mitteln der Kunst darzustellen, aufzuführen, wahrzunehmen. So käme es wieder darauf an, die Menschen zu befähigen, ihre Geschichten mit diesen biblischen Geschichten auf- und abzuarbeiten und die Lebensgeschichten von Menschen im Kontext der biblischen Texte feiern zu lernen – der Bedrohung des Lebens widersprechend. Noch einmal Franz Fühmann: »Die Gestalten der Bibel sind keine Heroen, [...] sie sind Menschen in ihrem Widerspruch, in ihrer Verstricktheit in Schuld und Verfehlung [...]. Ich möchte die Leser der Bibel ermutigen, ihre Gestalten sehen zu lernen; man wird nicht satt ihrer Widersprüche.«²³ Lassen wir uns auf diese Widersprüche ein! Bringen wir sie zur Darstellung! Machen wir Theater! Treiben wir Mission! Oder besser noch: Lassen wir uns von Gottes Mission treiben!

Summarium:

Mission ist ein unaufgebbarer Lebensvollzug der christlichen Kirche. Diese existiert entweder missionarisch oder gar nicht. Allerdings ist die Mission der Kirchen seit dem Beginn der Moderne mit einigem Recht in Misskredit geraten, weil sie vielfach be-rechnend war. Doch wie kann Mission weiter gedacht werden? Dabei helfen folgende Beobachtungen:

In Matthäus 28 steht die Aufforderung, alle Völker zu Jüngern zu machen. Sie ist eingebettet in Partizipien, die den wesentlichen missionarischen Handlungsvollzug

beschreiben. »Hingehend, vorübergehend, unterwegs machet zu Jüngern«, so lautet die wörtliche Übersetzung. Daran anknüpfend wird ein Verständnis entfaltet, welches eine »Kirche auf Sendung« und ihre Mission als Teilhabe an der Verschwendung Gottes denkt und dabei dem protestantischen Grundsatz folgt: Die Gnade ist nicht billig, sondern gratis – umsonst.

Kontakt:

Professor Dr. theol. Harald Schroeter-Wittke
Universität Paderborn
Kulturwissenschaftliche Fakultät
Warburger Str. 100, 33098 Paderborn
Telefon: 05251 602351, Telefax: 05251 604219
www.uni-paderborn.de



1.3 Impulsreferat von Pastor Ponniah Manoharan

»Innere Mission« der Evangelischen Kirche in Deutschland aus Sicht eines indischen Christen

Es ist mir eine Freude, an dieser Synode der evangelisch-lutherischen Landeskirche Sachsen teilnehmen und einen Beitrag einbringen zu dürfen; für diese Einladung danke ich Ihnen.

Ich komme aus Indien und habe als Pastor in der Tamilkirche und als Dozent an einem theologischen College gearbeitet. Von 1983 bis 1986 war ich als ökumenischer Mitarbeiter und Pastor in der Landeskirche Braunschweig und in Hildesheim tätig. Seit 1996 bin ich wieder als ökumenischer Mitarbeiter in Deutschland und arbeite als Asienreferent beim Evangelisch-lutherischen Missionswerk in Niedersachsen in Hermannsburg.

1. Für einen indischen Christen ist Deutschland ein Reformationsland, ein Missionsland.

»Made in Germany« ist nicht nur ein Qualitätskennzeichen, sondern wirkt auf verschiedene Weise auch Wunder. Wenn man einen Inder nach den deutschen Merkmalen fragen würde, käme vielleicht folgende Antwort: Mercedes Benz für die Automobilindustrie, Steffi Graf and Boris Becker für den Tennissport, Franz Beckenbauer für Fußball, die Teilung Deutschlands und der Fall der Berliner Mauer als wichtige Ereignisse in der Politik. Während meines letzten Besuches in Indien habe ich meine deutschen Kollegen begleitet. Als wir ein Dorf besuchten, kam ein 15-jähriger Junge

und fragte den Deutschen in Englisch nach seiner Herkunft. Der antwortete: »From Germany.« Gleich fragte der Junge, wie es denn komme, dass die Berliner Mauer gefallen ist. Diese Frage war eine Überraschung für mich, denn sie wurde in einem kleinen Dorf gestellt. Die Nachricht über die Wiedervereinigung wurde mit Hilfe der Medien überall in der Welt verbreitet, so dass auch die Jugendlichen in diesem Dorf davon erfuhren.

Wenn wir einen Reiseplan vorbereiten für eine Gruppe oder einzelne Personen aus einer indischen Kirche, die Deutschland besuchen wollen, wird erwartet, dass man einen Besuch in den Lutherstädten mit einplant. Eine in Deutschland verbrachte Zeit ohne einen Besuch der Lutherstädte, ist für indische Christen nicht vollkommen.

Fragte man einen indischen Christen nach Deutschland, so würden er oder sie antworten: Es ist das Land, in dem Luther geboren wurde – ein Lutherland. Es ist das Land, in dem die Reformation anfang – ein Reformationsland. Es ist das Land, von dem uns das Evangelium verkündigt wurde – ein Missionsland. Es ist das Land, von dem wir geistliche Lieder übernommen haben.

Ich erinnere mich an eine kleine Unterhaltung, die ich vor ein paar Jahren mit meiner Tochter hatte. Ich hatte sie gefragt, was sie zum Thema »Deutschland von außen gesehen« sagen würde. Und sie antwortete folgendes: »Deutschland ist ein Land von vielen Möglichkeiten. Dieses Land hat sowohl positive als auch negative Seiten. Es ist ein sehr modernes Land, man sieht hier nicht so viele alte Sitten wie in Indien. Man merkt, dass die Deutschen nicht wieder erleben wollen, was sie in den Kriegen und in der Zeit des Nationalsozialismus durchgemacht haben. Obwohl es einige Menschen gibt, insbesondere Jugendliche, die öfter ein paar Worte gegen Ausländer verlieren, sind die Deutschen sehr für das Leben und Gebräuche anderer Völker interessiert. Sie verreisen sehr gern und haben Kontakt zu den Menschen in vielen Ländern. Die meisten sind auch sehr hilfsbereit. Als Inderin wurde ich in Hermannsburg sofort akzeptiert. Hier habe ich so gut wie gar keine Ausländerfeindlichkeit erlebt.« Es ist nur ein Beispiel, was ein Inder über Deutschland denkt.

2. Für Christinnen und Christen gehören Religion und Glaube nicht mehr nur in die Privatsphäre.

Ich habe Deutschland in beiden Situationen gesehen: Deutschland in der Zeit der Trennung und Deutschland in der Zeit nach der Wiedervereinigung. Was ich jetzt hier sage, sind einige Beobachtungen; ganz besonders während meiner Tätigkeit in deutschen Gemeinden und im Missionswerk. Ich komme aus Indien, Indien ist ein Land der Religionen. Vier Religionen haben ihren Ursprung in Indien. Religion ist das Thema in ganz normalen Gesprächen, der populären Musik, in Filmen und auch in der Politik. Religion ist in Indien ein öffentliches Geschehen. Wenn man in Indien mit der Bahn reist, kommen die Fahrgäste schnell ins Gespräch. Man spricht nicht nur über das Wetter, sondern auch über Glaubensfragen. Es ist leichter für Inder und auch die indischen Christen über ihren Glauben miteinander zu reden. Aus meiner Erfahrung

hier möchte ich sagen, dass dieses den Christen in Deutschland viel schwerer fällt. Die Kirche ist öffentlich, die Kirchengebäude sind öffentlich und auch die Erklärungen der Kirchen sind öffentlich. Aber im Alltag reden Menschen ganz selten über ihren Glauben, sogar die Christen. Deutschland steht mittlerweile in einem multireligiösen und multikulturellen Kontext. Ich sehe es als wichtig an, dass der Glaube nicht mehr nur in die Privatsphäre gehört, sondern dass öffentlich darüber geredet wird. Vielleicht ist es ein erster Schritt, wenn Christen in Deutschland lernen, über ihren Glauben im Bekanntenkreis zu sprechen. Die Kirchen sollten über ihre Aktivitäten Mitglieder dazu ermutigen, offen über ihren Glauben zu reden. Religion und Kirche dürfen nicht länger eine Privatsache bleiben. Die Kirche braucht heute mutige Menschen, die sich dazu bekennen, an wen und warum sie glauben.

Deutschland hat eine Jahrtausend alte christliche Kultur. Manche christliche Worte sind so selbstverständlich geworden, dass man sie nicht mehr als christlich wahrnimmt. Nur, dadurch hat es die Kirche noch schwerer, erkennbar zu sein. Was ist wichtig oder spezifisch christlich für Deutschland? Wenn wir über Innere Mission reden, ist wichtig zu erkennen, dass die Kirche die große Aufgabe hat, das geistliche Leben ihrer Gemeindeglieder zu stärken. Wenn Christen durch ihr intensives geistliches Leben und einer selbstverständlichen und lebendigen geistlichen Ausstrahlung der Gemeinde wieder erkennbar werden, dann wird auch Innere Mission leichter fallen. Dann könnten die Gemeinden die Stadt auf dem Berg werden, die nicht verborgen bleibt, die anziehen wird und bei der man wie von selbst nachfragt: »Was tut ihr da?«

3. Mission ist kein Tabuthema – Mission bringt Leben und zwar Leben in Fülle.

Mit meiner Betonung des geistlichen Lebens will ich die tätige Liebe nicht abwerten, aber ich habe den Eindruck, dies braucht man in Deutschland nicht hervorzuheben. Das fällt den Menschen hier leichter. Christinnen und Christen hier geben viel für humanitäre Zwecke und für die soziale und erzieherische Arbeit unter den Armen, Kranken und Unterdrückten dieser Welt. Das haben wir auch in der Zeit nach der Tsunami Katastrophe in Asien gesehen. Dies ist ein ganz wichtiger Beitrag zur Verbesserung der Lebenssituation und zur Befreiung der Unterdrückten.

Es ist ganz wichtig, den Mitgliedern der Kirche zu helfen, ihre persönliche Beziehung mit Jesus Christus zu stärken. Diese innere und tiefe Beziehung zu Jesus Christus hat die Missionarinnen und Missionare davon überzeugt, nach Indien zu kommen und dort Jesus Christus als Befreier und Erretter zu verkündigen. Hätten die Väter der Mission aus Deutschland nicht daran geglaubt und den Missionsauftrag angenommen, so stünde ich heute nicht als Christ vor Ihnen. Sie haben das Evangelium verkündet, wodurch die Kirche in Indien entstand. Ich stehe hier mit großer Dankbarkeit für die Arbeit des ersten evangelischen Missionars in Indien, Bartholomäus Ziegenbalg. Wir sind dankbar, dass er nach Indien gekommen ist und uns das Evangelium gebracht hat. Es gibt keine weltweite Kirche ohne Verkündigung des Evangeliums. Wie ich schon zuvor gesagt habe, bitte ich die deutsche Kirche darum,

sich nicht einzureden, dass Mission eine schlechte Sache gewesen sei und Menschen unterdrückt hat. Natürlich wurden hier und dort Fehler gemacht, aber trotz dieser Fehler hat das Evangelium Menschen befreit. Ich stehe hier als ein Beispiel für diese Befreiungsgeschichte des Evangeliums und möchte auch gern bezeugen, wie froh und dankbar ich bin, dass Missionare nach Indien gekommen sind. Ich bin ganz sicher, dass Ihnen allen das bekannt ist. Wer sich in der Dalit-Literatur der Kastenlosen auskennt, weiß, dass dort ein Loblied auf die Mission und die Missionare gesungen wird. Die Mission ist für die Dalits eine befreiende Kraft, die den unterdrückten Menschen ermöglicht, der Wirklichkeit zu begegnen und sie zu bewältigen. Ihr Wissen und ihre Erfahrungshorizonte werden immer größer und umfangreicher. Es ist wichtig, hier zu beobachten, dass die Mission neben der Wortverkündigung Hilfe bei der Alphabetisierung, Aufklärung, Bewusstseinsbildung und Befähigung der Armen zur Selbsthilfe leistet. Mission bringt Leben und zwar Leben in Fülle.

4. Das Evangelium von Jesus Christus ist Gottes Gegenwart unter den Menschen.

Ich möchte Ihnen sehr vorsichtig sagen, dass die tätige Liebe und das Bezeugen des Glaubens nicht auseinander gerissen werden dürfen, sonst wird die Erlösung zu einem humanitären Unternehmen, das im Namen von Gerechtigkeit und Befreiung arbeitet. Was aber geschieht mit den bedrückten Herzen und mit dem belasteten Gewissen?

Das zentrale Anliegen der christlichen Kirche ist, nach den Worten von Bischof Newbegin, der lange Zeit in Indien gearbeitet hat, »ein brennendes evangelisches Verlangen, dass Männer und Frauen aller Völker und Rassen in eine tiefe persönliche Beziehung mit Jesus Christus treibt«.

Wenn man Leute in Indien fragen würde, warum sie sich eigentlich für den christlichen Glauben entschieden haben, bekommt man unterschiedliche Antworten. Die häufigste Antwort wird sich auf die Bedeutung der Person Jesus Christus konzentrieren. Dass Christus die Menschen annimmt so wie sie sind, ihnen die Sünde und Schuld vergibt und ihnen die Zukunftsperspektive schenkt ist eine Tatsache, die anderswo im gleichen Ausmaß nicht zu finden ist. Der Glaube an Jesus Christus wirkt anstecken und macht einen zum Dienst bereit. Die Freude und Dankbarkeit dafür, dass man von Gott angenommen und immer begleitet wird, verleiht inneren Halt im Leben.

In einer Zeit, wo Unterdrückung und Ausbeutung noch existieren, bekommt Jesus Christus als Mensch eine große Bedeutung. Das Kreuz Jesu, die Erhöhung des Menschensohnes, ist das Kreuz nicht nur des historischen Individuums Jesus, es ist zugleich das Kreuz des Allgegenwärtigen in meiner Welt und in der Welt der anderen. Denn Gott, wie er sich in Christus offenbart hat, gehört immer mit allen Opfern menschlicher Geschichte zusammen. Die bewusste Bindung an Christus in der Gemeinschaft der Kirche muss daher eine Gemeinschaft von Jüngern sein. Eine Gemeinschaft, die ein Wegweiser der neuen menschlichen Gemeinschaft ist.

5. In einer pluralistischen Gesellschaft stärkt der christliche Beitrag das Dialogverständnis.

Wir verstehen unter Pluralismus das Zusammenleben verschiedener Gruppenidentitäten innerhalb einer Gesellschaft, wobei unterschiedliche weltanschauliche Positionen neben- und miteinander existieren. In Worten von Philip Elhaus und Dr. Henning Wrogermann: »Missionstheologisch würde dies bedeuten, dass die christlichen Gemeinden und Kirchen gerade darin einen Beitrag zum gesellschaftlichen Pluralismus leisten, dass sie ihre Letztbegründungsmuster (das Evangelium von Jesus Christus als Gottes Gegenwart unter den Menschen) offensiv vertreten und ins gesellschaftliche Miteinander einbringen. Christliche Gemeinden und Kirchen ebenso wie Christen individuell sind demnach in ihrer missionarischen Sendung gerade nicht eine Bedrohung, sondern eine unverzichtbare Voraussetzung für einen starken Pluralismus ebenso wie die Missionen anderer Religionen und Weltanschauungen. Sie halten die Pluralität offen«.

Sie wissen, Indien steht in einem multikulturellen, multireligiösen Kontext. Welche Schwierigkeiten gibt es bei dem Übergang von den kämpferischen Konfrontationen zur dialogischen Offenheit im Verhältnis zwischen Hinduismus und Christentum? Der wirkliche Dialog zwischen den Religionen findet vorrangig nicht im abgehobenen Austausch akademisch gebildeter Vertreter statt, er existiert viel stärker im gemeinsamen Alltagsleben. Hier geht der Dialog von unbewusster Beeinflussung bis hin zu interkultureller Argumentation. Im Alltag auf dem Dorfplatz geschieht der »Dialog« selbst im Leben des normalen Menschen. Gläubige aus unterschiedlichen Religionen in verschiedenen Altersphasen begegnen sich mit ihren existentiellen Fragen. Im Alltag von Christen, Hindus und Muslimen in Familie und Gesellschaft gibt es gemeinsame Prägungen und Verhaltensweisen. Und gleichzeitig kommt es zu dringenden Entscheidungen. Das ist das indische Beispiel des religiösen Dialogs.

Jedes Familienfest oder jede religiöse Feier gibt Anlass zu einem Dialog in anderer Form. Man sieht dies nicht als Dialog, sondern als Alltag. Wenn ein Kind getauft wird, kommen für die Feierlichkeiten nicht nur Christen, sondern auch Menschen anderer Religionsgruppen. Es gibt viele kleine Gruppen, wo Christen, Hindus und Muslime miteinander ins Gespräch kommen, in gemeinsamen Bemühungen für soziale Gerechtigkeit und für den inneren Frieden miteinander zu kooperieren. Es ist bemerkenswert, dass christliche Kirchen im Kampf zwischen Muslimen und Hindus oder Sikhs und Hindus als Neutral- oder Zufluchtsort aufgesucht und anerkannt wurden, wo man den Opfern geholfen hat. Genauso haben sich viele Hindus gegen Gewaltangriffe auf die Christen ausgesprochen. Um dieses vom »Dialog« geprägte Leben durchzuhalten, ist das Vertrauen auf Gott und Glaubensgewissheit notwendig.

Ich bin der Meinung, dass die Kirche durch ihren Beitrag zur pluralistischen Gesellschaft Fremdheiten abschafft. Gleichzeitig werden die Gemeindemitglieder zur bewussten Wahrnehmung von Unterschieden, von Achtung und Respekt gegenüber anderen Religionen ermuntert.

6. Die wachsende Multikulturalität ist eine Herausforderung und auch eine Chance für die Kirche in Deutschland.

Deutschland ist ein multikulturelles Land geworden. Ich bin froh zu beobachten, dass die evangelischen Kirchen und andere kirchlichen Institutionen diesen Wandel wahrnehmen und immer neue Konzepte von interkulturellem Lernen entwickeln. Wenn Menschen von unterschiedlichen Kulturen zusammen leben müssen oder wollen, ist es schwierig klare Regeln zu schaffen.

Als ökumenischer Mitarbeiter habe ich unterschiedliche Erfahrungen gemacht. Ich bin oft mit einer gewissen Fremdheit konfrontiert. Trotz aller gelungenen Integration, trotz allen geschlossenen Freundschaften bleibt der Status des Gastes. Auf der anderen Seite, erlebe ich auch Gastfreundschaft, Gemeinschaft und ein Gefühl gefordert zu sein durch eine sinnvolle und wichtige Aufgabe in dem Missionswerk. Ich bin dem Missionswerk auch sehr dankbar dafür, dass ich als Inder in der Funktion des Asienreferenten ein ordentliches Mitglied im Missionsvorstand war und nicht als »Ausstellungsstück« (»show piece«) fungierte. Durch diese meine Erfahrungen konnte ich sehen, dass die Kirche in Deutschland die wachsende Multikulturalität als eine Chance annimmt und weitere Brücken mit den Fremden bauen wird. Ich denke, es ist die Aufgabe der Kirche, den Gemeindemitgliedern zu helfen, fremde Gebräuche und Handlungen zu akzeptieren, und dadurch die Horizonte von einander erweitern zu verstehen.

7. Die Kirche in Deutschland hat zwei Rollen: eine unbewusste religiöse Rolle und eine bewusste prophetische Rolle.

In der heutigen Situation sollen wir die Gemeinden Gottes in Deutschland darin bestärken, dass sie in ihrer Gesellschaft einen Einfluss haben und das Wort Gottes die Kraft hat, soziale Entwicklungen zu verändern. Ich sehe für die Kirche zwei Rollen:

Eine unbewusste religiöse Rolle: Die Gefahr, in der sich die Kirche befindet, ist die, dass sie ihre Rolle in der Gesellschaft nicht immer erkennt. Alle erwarten von der Kirche, dass sie einen Verfechter und Garant für soziale Werte darstellt. Die Kirche darf keine neue »Religion« werden, die menschliche Selbstsucht fördert. Dann wird sie zu einem sozialen Phänomen anstatt zu einem geistlichen Phänomen Gottes.

Eine bewusste prophetische Rolle: Wir wissen, dass es die Berufung der Kirche ist, Gottes Wort klar und mutig zu sagen. Wir sind das Licht, die Lampe, das Salz, der Sauerteig, der Bote, die ersten Früchte. In diesem Kontext müssen wir zunächst unsere Möglichkeit erkennen, dass wir die Situation beeinflussen können.

Mein Wunsch ist, dass die Kirchen in Deutschland durch ihre innere Mission Menschen helfen, diese beiden Rollen wirksam zu spielen.

Ponniah Manoharan

Summarium:

Mission geschieht heute weltweit – in Indien, in Russland, in Deutschland. Die Missionskirchen vernetzen sich, um sich gegenseitig zu stärken. Mission ist nicht mehr die Arbeit von kleinen Gruppen innerhalb der Kirche, sondern von der gesamten Kirche, der gesamten Theologie. Als Inder sehe ich als einen ersten Schritt, dass Christinnen und Christen in Deutschland lernen müssen, öffentlich über ihren Glauben zu reden; zudem sollte die Kirche durch ihre Programme und Aktionen die Leute dazu ermutigen. Religion und Kirche dürfen nicht länger Privatsache bleiben, wir brauchen eine gelebte weltweite Ökumene: nicht nur die exotischen Erfahrungen, sondern alles, was wir von unseren Partnern lernen und in unseren eigenen Situationen umsetzen. Ich wünsche den Christinnen und Christen in Deutschland, dass sie sich des Evangeliums nicht schämen.

Kontakt:

Pastor Ponniah Manoharan

Asienreferent im Ev.-Luth. Missionswerk in Niedersachsen (ELM)

Georg-Haccius-Str. 9, 29314 Hermannsburg

Telefon: 05052 69-285, Telefax: 05052 69-222

www.elm-mission.net



1.4 Eindrücke und Einsichten aus den Nachgesprächen mit den Referenten

Gruppenarbeit zu Impulsreferat 1 – Was war »Mission« für die ersten Christen?

1. Reaktionen in Zustimmung und Anfrage:

Es ist bemerkenswert, dass die Mission in den Anfängen der Christenheit nicht durch die Kirche organisiert wurde, sondern sich eher in der »Mikrokommunikation« in der Familie und über Familien hinaus ereignete, wobei die Frauen offenbar eine besondere Rolle spielten. Die Lebensvollzüge der Christen wirkten anziehend, während ihre Lehre in der Öffentlichkeit weitgehend unbekannt war. Zum Verständnis der Apostelgeschichte gibt es heute unterschiedliche Auffassungen. Die einen fühlen sich durch die Darstellung davon entlastet, durch Missionarische Aktivitäten Massenbewegungen auslösen zu müssen – die anderen fragen die postulierte historische »Unverlässlichkeit« der Apostelgeschichte an. Es wird festgehalten, dass nicht nur Apostel Gemeinden gegründet haben. Kirche wächst durch stetige Gärung (Harnack)

2. Aspekte für Mission und Evangelisation heute:

Die Zeit großer Evangelisation scheint eher vorbei zu sein. Statt dessen muss die Beziehungsevangelisation und die »Mesokommunikation« weiter entwickelt werden.

Doch wie kann heute die Familie als Ausgangspunkt von Mission wirksam werden, wenn Der Prozentsatz »intakter« Familien an der Gesamtzahl der Familien weiter sinkt und die Zahl christlicher Eltern ebenfalls weiter abnimmt?

Mission ist Attraktion (»Anziehungskraft«). Christsein ist öffentlich und nichtöffentlich zugleich: Innen muss es stimmen, sonst hat alles andere keinen Sinn. Darum werden wir Wert auf qualitatives Wachstum legen. In der frühen Christenheit hat nicht das Konzept den missionarischen Erfolg gebracht, sondern das Vorleben.

Ulrich Schuster

Gruppenarbeit zu Impulsreferat 2 – Mission als Teilhabe an Gottes Sendung

1. Wo hat Kirche ihren Platz?

Kirche darf nicht nach dem »Zentrum der Macht« streben. Sie muss stattdessen im »Zentrum des Handelns« zu finden sein (Sozialarbeit, Diakonie, Brennpunkte der Gesellschaft). In diesem Sinne ist sie mitten in der Gesellschaft, auch wenn sie nicht die »Mitte der Gesellschaft« ist.

2. Wie wird heute das missionarische Anliegen umgesetzt?

Es geht um persönliche Beziehungsarbeit im familiären Kontext – früher wie heute. Dazu gehören auch die »Patchwork-Familien« und eheähnlichen Gemeinschaften. Gemeindeguppen, Kreise und Vereine müssen sich fragen lassen, in wie fern sie »familia dei« verkörpern.

3. Mission ist Bildung, denn Glaube will gelernt und eingeübt werden.

Christliche Wertevermittlung geschieht in christlichen Kindergärten, Schulen etc. Sie darf sich aber nicht darauf beschränken, sondern muss danach trachten, in möglichst viele Bildungszusammenhänge das Evangelium einzubringen.

4. Gib es ein »Wachstum gegen den Trend«?

Der immer intensivere Rückzug auf die eigenen Werte führt zur Isolation und wird damit zum Hemmnis für die Mission. Dagegen führt Anpassung zum Verlust des eigenen Profils. Also geht es um den »Spaghat« zwischen möglichst großer Authentizität und gleichzeitiger Offenheit, so wie auch echte Toleranz der klaren eigenen Position bedarf und nicht mit Beliebigkeit zu verwechseln ist. Missionarisch sein bedeutet, die Lebenskultur des/ der anderen zu kennen, sie wertzuschätzen und in sie hinein das Evangelium anzubieten. Dies braucht Zeit.

Matthias Dreßler, Christian Rebs

Gruppenarbeit zu Impulsreferat 3 – »Innere Mission« der Evangelischen Kirche in Deutschland aus Sicht eines indischen Christen

In Indien prägt Religion den Alltag. Deshalb sind Gespräche über Glaubensfragen leichter, das ist auf Deutschland nicht übertragbar. Für viele Christen in Deutschland gehört Glaube zur »Intimsphäre«, über die sie nicht offen sprechen wollen. Dieser Tatsache ist weiter Aufmerksamkeit zu widmen. Glaube wird als Privatsache betrachtet, eine religiöse Prägung des Alltags findet nicht statt.

Religiöser Pluralismus in Indien ermöglicht es Hindus, Christus in ihre Viel-Götter-Welt zu integrieren. Wenn auch Religion in Indien etwas Alltägliches ist, wird doch in großen, modernen Firmen nicht mehr über Religion gesprochen. Deuten sich hier ähnliche Entwicklungen wie in Deutschland an?

Beachte: Es existieren Gesetze, die die Religionsfreiheit prinzipiell garantieren, aber einen Religionsübertritt verbieten. Auf diesem Hintergrund bekommt »Mission« eine besondere Brisanz. Denn Hindus leben in starker Familienbindung. Bei einer Taufe wird der Verlust aller sozialen Beziehungen riskiert.

Ermutigt wurde dazu, den eigenen Glauben zu stärken und ihn im jeweiligen Kontext zu leben. Kulturelle Unterschiede sollten zunächst akzeptiert werden – »ökumenisches Lernen«. Aber: Ist dort die kirchliche Einheit gefährdet, wo zielgruppenorientierte Arbeit gemacht werden soll? Die indische Erfahrung mit Kirchenspaltungen auf Grund des Kastenwesens lässt danach fragen, ob das vergleichbar ist mit kirchlicher Arbeit in unterschiedlichen kulturellen Milieus in Deutschland.

Stefan Billhardt

¹ K. Holl, Die Missionsmethode der alten und die der mittelalterlichen Kirche (1912), in: H. Frohnes/U.W. Knorr (Hg.), Kirchengeschichte als Missionsgeschichte, I: Die Alte Kirche, München 1974, 3–17: 5.

² Vgl. W. Reinbold, Mission im ältesten Christentum. Eine Untersuchung zu den Modalitäten der Ausbreitung der frühen Kirche, FRLANT 188, Göttingen 2000, 44–51.

³ R. Stark, The rise of Christianity. A sociologist reconsiders history, Princeton 1996, 18: »Although several other factors are also involved in the conversion process, the central sociological proposition about conversion is this: Conversion to new, deviant religious groups occurs when, other things being equal, people have or develop stronger attachments to members of the group than they have to nonmembers« (im Orig. kursiv). Vgl. Reinbold, Mission (s. Anm. 2) 348f.; ders., Mission im Neuen Testament, Pastoraltheologie 95, 2006, 76–87.

⁴ Vgl. die Literatur u. Anm. 8.

⁵ A. v. Harnack, Die Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten, Leipzig 41924, 598. Vgl. Reinbold, Mission (s. Anm. 2) 301–306; Stark, Rise (s. Anm. 3) 95–128.

⁶ Harnack, Mission (s. Anm. 5) 399.

⁷ Vgl. W. Reinbold, Zur Bedeutung der Familie in frühchristlicher Zeit, in: Chr. Burbach (Hg.), Generationenfragen, erscheint in Biblisch-Theologische Schwerpunkte, Göttingen 2007.

⁸ R. Stark/W.S. Bainbridge, Networks of faith: Interpersonal bonds and recruitments to cults and sects, American Journal of Sociology 85, 1980, 1376–1395. Instruktiv ist auch die Geschichte der Mun-Sekte in den USA. So bestand z. B. die erste Gruppe, die Young Oon Kim in Oregon gründete, ausschließlich aus Menschen aus dem unmittelbaren sozialen Umfeld des ersten Konvertiten (ebd. 1378f.; vgl. Stark, Rise [s. Anm. 3] 217f.).

⁹ Zu ihnen Reinbold, Mission (s. Anm. 2) 330–340.

¹⁰ Brief 22 (429D), Ed. W.C. Wright, Loeb Classical Library 157, 68f.

¹¹ Teile dieses Referates gehen auf frühere Veröffentlichungen zurück: Harald Schroeter: Der Dienst der öffentlichen Verkündigung in einer missionarischen Situation; in: Der Dienst der öffentlichen Verkündigung in einer missionarischen Situation. Theologisches Thema der 2. Tagung der 8. Synode der Evangelischen Kirche der Union, hg. i. A. des Rates von der Kirchenkanzlei der EKV, Berlin 1996, 27–41; Harald Schroeter-Wittke: Mission als Vefahren. Praktisch-theologische Anmerkungen zu einer performativen Religionspädagogik; in: Michael Böhme/ Bettina Naumann/ Wolfgang Ratzmann/ Jürgen Ziemer (Hg.): Mission als Dialog. Zur Kommunikation des Evangeliums heute, Leipzig 2003, 151–168; sowie Harald Schroeter-Wittke: Mission ist Verschwendung. Heilsökonomische Erinnerungen an die praktisch-theologischen Voraussetzungen der »Bonner Thesen zur Mission«; in: PTh 95 (2006), 109–113.

¹² Vgl. dazu »Mission weiter denken – Bonner Thesen zur Mission«; in: PTh 95 (2006), 93f. Vgl. das gesamte Heft mit Beiträgen u.a. von Wolfgang Reinbold, Reinhard Höppner, Manfred Kock, Petra Bosse-Huber, Harald Schroeter-Wittke, Wilfried Neusel, Eberhard Hauschildt, Hans-Hermann Pompe und Michael Herbst; sowie Eberhard Hauschildt: Die Kirche und ihre Sendung – Mission weiter denken; in: Desmond Bell/Gotthard Fermor/ Günter Ruddat/Gerhard K. Schäfer (Hg.): Zukunft der Kirche – Kirche der Zukunft. Forum Gemeindepädagogik und Diakonie, Bochum 2006, 32–40.

¹³ Vgl. dazu Carl Heinz Ratschow: Der angefochtene Glaube. Anfangs- und Grundprobleme der Dogmatik, Gütersloh 1957. bes. 165–185.

¹⁴ Zur Randmetapher als einer grundlegenden, insbesondere protestantischen Eigenart vgl. Henning Luther: Religion und Alltag. Bausteine zu einer Praktischen Theologie des Subjekts, Stuttgart 1992; sowie die randständigen Beiträge von Jürgen Ebach, Magdalene L. Frettlöh und Dietrich Zilleßen in: Marion Keuchen/Helga Kuhlmann/Harald Schroeter-Wittke (Hg.): Die besten Nebenrollen. 50 Portraits biblische Randfiguren, Leipzig 2006.

¹⁵ Vgl. dazu Christian Grethlein: Praktische Theologie und Mission; in: EvTh 61 (2001), 387–399.

¹⁶ Zum Schluss des Matthäusevangeliums und seiner verwickelten Wirkungsgeschichte vgl. Ulrich Luz: Das Evangelium nach Matthäus EKK I/4 (2002), 427–459.

¹⁷ Henning Schröer: In der Verantwortung gelebten Glaubens. Praktische Theologie zwischen Wissenschaft und Lebenskunst, Stuttgart 2003, 152.

¹⁸ Vgl. dazu Harald Schroeter-Wittke: Übergang statt Untergang. Victor Turners Bedeutung für eine kulturtheologische Praxistheorie; in: ThLZ 128 (2003), 575–588.

¹⁹ Zu den gegenwärtigen Diskussionen um den Missio-Dei-Gedanken vgl. EMW (Hg): Missio Dei heute. Zur Aktualität eines missions-theologischen Schlüsselbegriffs, Breklum 2002; sowie Friedrich Huber: Neue Ansätze einer Missionstheologie; in: ThLZ 131 (2006), 347–358.

²⁰ Vgl. dazu Hans-Martin Barth: Verschenden – eine theologische Kategorie?; in: PTh 79 (1990), 504–514.

²¹ Walter J. Hollenweger: Erfahrungen der Leibhaftigkeit. Interkulturelle Theologie I, Gütersloh 21990, 129f.

²² Franz Fühmann: Meine Bibel. Erfahrungen (Nachwort zur Luther-Bibel 1983); in: Ders.: Die Schatten, Hamburg 1986, 119.

²³ Franz Fühmann, a.a.O., 136f.

2. Projektpräsentationen

2.1 Ostergarten (Lutherkirchgemeinde Crimmitschau)

2.1.1 Zielgruppe:

Dieses Projekt ist ein Angebot für alle Altersstufen. Im Ostergarten als Sinnes-Erlebnis ist für jeden etwas dabei, für Kinder, auch für coole Jugendliche, für Erwachsene und für Senioren. Auch wer keinen oder wenig Bezug zur Kirche hat oder einer anderen Konfession angehört, kann sich neugierig auf den Weg machen, um etwas über Ostern zu erfahren. 2006 haben von den insgesamt 156 Gruppen 34 Schulklassen teilgenommen, darunter sind auch reine Ethikklassen. Hier Zahlen zum Ostergarten 2006:

Besucherzahl: 2900

Führungen	156
Schulklassen	34
Christenlehre	27
Konfirmanden	10
Erwachsene	30
Kindergartenkinder	10
Gemischte Gruppen	23
Öffentliche Führungen	22

2.1.2 Projektbeschreibung:

Neun Stationen der Passionszeit (Einzug nach Jerusalem bis zum Grab) und der Auferstehungsgarten werden mit Kulissen lebensgroß gestaltet. Den Abschluss bildet die Vaterunserstation. Die Szenenbilder werden in einem Gemeindehaus oder vergleichbaren Räumlichkeiten, bei uns ist es die Lutherkirche mit angegliederten Räumen, für eine längere Zeit (in Crimmitschau sind es drei Wochen) aufgebaut. Durch diese Stationen werden die Besucher in geschlossenen Führungen (Dauer ca. 60 Min.) von einem Begleiter hindurchgeführt. Die Teilnehmer erleben kurze Hör szenen, bekommen bei der Station »Das letzte Abendmahl« Brot und Traubensaft ausgeteilt, können beim Kreuz mit einem Stein symbolisch Lasten ablegen oder im Auferstehungsgarten ihrer Freude bei einem israelischen Tanz Ausdruck verleihen.

Das Zusammenspiel der verschiedenen Elemente, der eindrucksvollen optischen Gestaltung, die Aktivierung aller Sinne und das eigene teilweise gemeinschaftliche Handeln lässt den Besuch des Ostergartens zu einem tiefgründigen Erlebnis werden.

Der Ostergarten wird traditionell am Sonntag Lätäre eröffnet und ist drei Wochen bis einschließlich Ostermontag geöffnet. Wer unseren Ostergarten erleben möchte, ist herzlich eingeladen in Gruppen von 5-25 Personen an einer Führung von ca. 60 Minuten teilzunehmen. Der Eintritt ist frei.

- **wochentags:** vorrangig für Gemeindegruppen und Schulklassen, nur mit Voranmeldung
- **samstags:** vorrangig für Familien und Einzelpersonen, nur mit Voranmeldung
- zu **öffentliche Führungen** ohne Voranmeldung laden wir herzlich ein an den Sonn- u. Feiertagen (außer Karfreitag): Zu jeder vollen Stunde, 14-17 Uhr

Vorraussetzungen:

Engagierte ehrenamtliche Mitarbeiter der Gemeinde, Schwesternkirchgemeinde und Nachbargemeinden mit handwerklichem, künstlerischem Geschick. In Crimmitschau sind ca. 120 Personen am Ostergarten aktiv beteiligt durch:

- Basteln und Gestalten der Kulissen
- Schneidern der Gewänder
- Erstellung von Werbematerial
- Betreuung der Technik (Hör szenen und Licht)
- Bäcker, Gärtner
- Fleißige Hände zum Anstecken der Kerzen, Aufwaschen des Geschirrs
- Reinemachen
- Planung und Koordinierung der Führungen
- Internetseite

Dies sind neben den einzelnen Gemeindegruppen Kindergartengruppen und kirchliche sowie kirchenferne Mitarbeiter, die gerne unser Projekt mit Rat und Tat unterstützen.

Noch eine wichtige Vorraussetzung:

Freude daran haben, den Besuchern die Osterbotschaft zu vermitteln.

Kontakt:

Birgit Hüwel
 Zeppelinstraße 8, 08451 Crimmitschau
 Telefon: 03762 937045, Telefax: 03762 937047
 birgit.huewel@t-online.de

Andreas Knappe
 Telefon: 03762 942688

www.ostergarten-crimmitschau.de



2.2 Tage ethischer Orientierung »TEO outdoor« und TEO Training (Landesjugendpfarramt/Pfadfinder)

2.2.1 Zielgruppe:

Eingeladen werden Schüler und Schülerinnen der 5. und 6. Klasse von Mittelschulen, Gymnasien und Lernförderschulen. An einer Veranstaltung, die 4 Tage umfasst, nehmen ca. 5 bis 6 Schulklassen aus den unterschiedlichsten sächsischen Regionen teil. Somit erreichen wir ca. 100 bis 130 Schüler.

2.2.2 Projektbeschreibung:

Die Zielsetzung der kirchlich-schulischen Kooperation mit dem Gesamtkonzept TEO besteht:

- im Einrichten eines besonders nützlichen Rahmens für die Auseinandersetzung junger Menschen und ihrer Bezugspersonen mit Kriterien der Gültigkeit von Wertvorstellungen und ethischen Grundlagen,
- im vertieften Trainieren sozialer Kompetenzen und dem intensiven Reflektieren dazugehöriger psychosozialer Voraussetzungen vor dem Hintergrund demokratiepädagogischer Herausforderungen,
- in der Umsetzung von Bildungs- und Erziehungszielen, die Einfluss auf die Persönlichkeitsentwicklung der Schüler haben,
- in der Förderung der Kommunikationsfähigkeit, der sozialen Verhaltensweisen und persönlicher Wertvorstellungen und Handlungskompetenzen der Schüler. Beide Projekte leisten einen wichtigen Beitrag für das Entwickeln von Toleranz, insbesondere gegenüber anderen Weltanschauungen und Wertauffassungen
- in der Förderung eines fachübergreifender und fächerverbindenden Unterrichts.

2.2.2.1 TEO outdoor

ist ein schulartenübergreifendes Projekt, das in Zusammenarbeit zwischen dem Ev. Landesjugendpfarramt Sachsen und dem Verband christlicher Pfadfinderinnen und Pfadfinder in Sachsen erarbeitet wurde. Entwickelt wurde das Projekt in enger Kooperation mit dem Amt für Arbeit mit Kindern und Jugendlichen der Ev.-Luth. Kirche Mecklenburgs (AG TEO).

Tage Ethischer Orientierung entsprechen der bildungspolitischen Forderung nach einem schulgänzenden und fächerübergreifenden Unterricht. Das sächsische Landesjugendpfarramt sieht in diesem Vorhaben einen geeigneten Versuch, neue Wege zur Wahrnehmung gemeinsamer Bildungs- und Erziehungsverantwortung zu beschreiten.

- Eingeladen werden ca. 100 Schüler und Schülerinnen der 5. und 6. Klassen. Die Schüler und Schülerinnen nehmen mit ihrer Schulklasse im Rahmen einer Klassenfahrt oder Projekttagen an der Abenteuerschule – TEO outdoor teil. Viele Aktionen finden im Freien oder in Pfadfinderjurten statt. Die Teilnehmenden übernachten in Zelten.

- Das erste sächsische TEO outdoor Projekt fand in Höfgen bei Grimma, auf dem Gelände des Freizeitheims des Verbandes der sächsischen christlichen Pfadfinderinnen und Pfadfinder statt.
- Mit Hilfe von Flyern wurden sächsische Lehrer und Lehrerinnen auf das Projekt aufmerksam gemacht und bei Interesse persönlich oder telefonisch beraten.
- Mitarbeitende der sächsischen TEO Projekte stellen auf Wunsch der Lehrer und Lehrerinnen das ausführliche Projekt den Schülern und Schülerinnen sowie den Eltern im Verlaufes eines Elternabends vor.
- Die Umsetzung des Projektes erfolgt gemeinsam mit Lehrern und Lehrerinnen, haupt- und ehrenamtlichen kirchlichen Mitarbeitenden. Sie bilden ein gemeinsames Team und tragen als Gruppenleiterinnen und Gruppenleiter wesentlich dazu bei, dass der prozessorientierte Verlauf der Abenteuerschule TEO outdoor gelingt.

Die Klassen bleiben beim Projekt TEO outdoor im Klassenverband beieinander. TEO outdoor vermittelt das Erfahrungslernen in der Natur und erlebnispädagogische Elemente. Mit Hilfe einer biblischen Erzählung werden beispielsweise Erfahrungen mit Familienkonflikten oder Umgang mit Schuld und Vergebung interaktiv bearbeitet. Dazu gehören Themen wie das Ausweichen vor Lebensaufgaben, Rechthaben, Gerechtigkeit und Beziehungsprobleme, die in alltäglichen Situationen im Leben der Kinder auftreten.

2.2.2.2 TEO Training

sind drei gemeinsame Vorbereitungstage aller am Projekt beteiligten Teams. Das Training hat das Ziel:

- das Projekt TEO outdoor in seinen Einzelheiten kennen zu lernen.
- das Finden und Kennen lernen der Teams, die gemeinsam eine Gruppe leiten,
- methodische, didaktische und technische Absprachen zu treffen, die für die Durchführung des Projektes notwendig sind.

In Vorbereitung auf die Veranstaltung wird eine ausführliche Arbeitsmappe erstellt, mit deren Hilfe die einzelnen Teams ihre Programmschritte individuell erstellen können.

Das sächsische TEO outdoor Projekt hat das Thema: »Trau dich... – Von einem der niemals aufgab«. Im Mittelpunkt stehen ausgewählte Auszüge der alttestamentlichen Josefserzählung. Mit diesen Erzählungen lassen sich folgende existentielle Themen verbinden:

- Ich bin etwas Besonderes
- Aus Neid wird Hass
- Verraten und verkauft sein
- Grenzen setzen
- Welchen Wert hat ein Mensch
- Wovon träumt ein Heranwachsender

- Träume – Ziele – Wünsche
- Wahrheit und Lüge
- Zutrauen zu seinen eigenen Fähigkeiten
- Widerstand oder Anpassung
- Macht und Machtmissbrauch
- Versöhnung und Vergebung

Die Vermittlung der Erzählungen erfolgt unter anderem mit theaterpädagogischen Mitteln. Die Reflexion zu den von den Geschichten ausgehenden Themen erfolgt in einer großen methodischen Vielfalt, die in dieser Arbeitsmappe zu entdecken ist. Die Tage sind gefüllt mit Aktionen und Spielen, dem Kochen in der eigenen Gruppe, einem gemeinsamen Fest sowie dem gemeinsamen Auf- und Abbau der Zeltstadt.

Der erste Tag	Der zweite Tag	Der dritte Tag	Der vierte Tag
	8 Uhr Frühstück	8 Uhr Frühstück	8 Uhr Frühstück
Anreise bis 11 Uhr Lageraufbau mit den Schülerinnen und Schülern. Σ	9 Uhr Outdooraktionen → Furtquerung → Abseilen → Palettenrennen → Etc. → Gestalten	9 Uhr Olympiade (gemeinsame Wettspiele)	Lagerabbau Rückblick (Auswertung) und gute Wünsche (Reisesegen) 11 Uhr Abreise
Mittagessen MC-Würstchen	11 bis 13 Uhr Mittagessen (einschließlich Kochzeit)	11 bis 13 Uhr Mittagessen (einschließlich Kochzeit)	
Fortsetzung Lageraufbau Rundgang durch das Gelände (einschließlich Belehrungen und Informationen über das selbstständige Kochen, Holzhacken, etc.) Sich Kennen lernen	14 Uhr → Fortsetzen der Outdooraktionen → Festvorbereitungen → Freizeit	→ Outdooraktionen → Festvorbereitung	
Abendessen	18 Uhr Abendessen	Abendessen	
Plenum Einführung in die Josefserzählungen Josef und seine Brüder → Szenische Darstellung → Kleingruppenarbeit	19 Uhr Plenum Träume und Wünsche → Szenische Darstellung → Kleingruppenarbeit	Plenum Das Fest der Versöhnung Gemeinsam ein Fest feiern.	
gute Nachtgeschichte (Nachtruhe)	Nachtwanderung 22 Uhr Nachtruhe	Nachtruhe	

Kontakt:

Ev. Landesjugendpfarramt
Begegnungs- und Bildungsarbeit/Schülerinnen- und Schülerarbeit
Jürgen Scheinert
Caspar – David – Friedrich Str. 5, 01219 Dresden
Telefon: 0351 4692 429, Telefax: 0351 4692 430
juergen.scheinert@evlks.de

VCP Landesgeschäftsstelle Sachsen
Veit Schlenker
Boltenhagener Straße 58, 01109 Dresden
Telefon: 0351 8888310
info@vcp-sachsen.de



2.3 Befähigung Ehrenamtlicher für Angebote christlicher Sozialisation in Kindertagesstätten (Ev. Schule für Sozialwesen »Luise Höpfner«)

Motivation: »Gehet hin in alle Welt ...«

Kindertagesstätten sind Lebenswelten.
Orte für kleine Hände und klopfende Herzen.
Räume und Gärten für die ersten Schritte.
Die ersten Schritte auf eigenen Wegen.
Nicht immer gelingen sie gleich, – wer tröstet?
Vieles gibt es zu entdecken, – wer staunt mit mir?
Manchmal findet man keine Ruhe, wer schenkt Geborgenheit?

Wenn Gott sich dem Leben mitteilt, kann Gott mit dem kleinen Leben wachsen.
Prägende Erfahrungen, die lange halten werden, doch wer teilt sie den Kindern mit, wer lebt sie mit den ganz Kleinen, wer verschenkt Gottes Trost, dort, wo der Kummer ist, wer erzählt die Schöpfung, wenn Kinderaugen staunen?

Wir haben einen Traum, eine Vision:

Vielleicht finden sich Menschen, die Zeit haben im Ehrenamt, Zeit, die sie in Kindereinrichtungen mit Erzieherinnen und vor allem mit Kindern teilen wollen.
Zeit für den Sandkasten, die Schaukel, den Mittagstisch.

Zeit zum Tränen trocknen und Nase Putzen. Zeit, einfach da zu sein, zuzuhören und zu erzählen, zum Beispiel auch darüber, wie Gott unser Leben birgt. Zeit – mitten im Alltag, für kleine Hände und große Wünsche, manche Sorgen.

Gibt es ein Ehrenamt für den Kindergarten adäquat zu den grünen Damen im Pflegeheim?

Kann es uns darüber gelingen, religiöse Dimensionen im Alltag miteinander zu leben und sie damit neu zu verwurzeln?

Die Herangehensweise, die Rahmenbedingungen, die Möglichkeiten und die Grenzen wären in einer Ehrenamtsakademie abzustecken.

Wichtig wären Menschen, die sich auf den Weg machen wollen in ein vielleicht unbekanntes, aber liebenswertes Land.

Beate Schelmat von Kirchbach, Susanne Teubner

2.3.1 Zielgruppe(n):

Religiös motivierte Menschen aller Altersgruppen in unseren Kirchgemeinden, die durch ehrenamtliche Arbeit in Kindertagesstätten biblische Geschichte und christliche Lebensart einfühlsam und situationsgerecht vermitteln. Voraussetzung ist die Offenheit für pädagogische Aufgaben und eine missionarische Motivation.

2.3.2 Beschreibung:

Kindertagesstätten sind Lebenswelten und Räume für prägende Erfahrungen, Erfahrungen, die mitunter Haltungen für ein ganzes Leben bestimmten. Kinder sind im Blickpunkt der Gesellschaft. Sie sind Hoffnungsträger auch für unsere Kirche.

Religiöses Bewusstsein ist eine Haltung, die in uns »wächst«. Im Alltag buchstabiert, kann diese Haltung zur Lebenshaltung werden. Gerade die prägende Erfahrung in jungen Jahren ist hierfür von entscheidender Bedeutung.

Die Auseinandersetzung und Reflexion der Inhalte erfolgt, wenn Grundhaltungen gewonnen wurden. Grundhaltungen der religiösen Tiefenstruktur. (vgl. z. B. Oser, Fritz/ Gmünder, Paul: Der Mensch – Stufen seiner religiösen Entwicklung. Gütersloher Verlagshaus Gerd Mohn. 3. Auflage, 1992. ISBN 3-579-00221-X)

Möglicherweise lassen sich motivierte Menschen in unseren Kirchgemeinden finden, die nach einer Einführung in diese Thematik und mit einer Begleitung Kindertagesstätten (kommunale oder freie, nicht konfessionell geprägte Träger) aufsuchen und dort zunächst erst einmal Zeit haben – Zeit auf dem Waldspaziergang, Zeit in der Puppenecke oder bei der Begleitung in den Mittagsschlaf. Vielleicht können sie Vertrauen gewinnen und Nähe, und aus der Beziehung heraus auch religiöse Fragen beantworten (Fragen zur Schöpfung, Fragen zur Angst, zum Tod und zur Beziehung).

Möglicherweise könnten sich gemeinsam mit Pfarrern und Erzieherinnen (z. B. AbsolventInnen aus Bad Lausick) Regionalgruppen bilden, wo man über die Rahmenbe-

dingungen einer Kindertagesstätte ins Gespräch kommt und ehrenamtliche Mitarbeiter ein Stück weit »weiterbildet« über religiöse Grundhaltungen, wie sie entstehen und was die Rolle in der KITA sein könnte.

Es ist hier nicht gleich an eine spezielle Verkündigung gedacht, vielmehr an ein Angebot, welches versucht, die Kinder erst einmal dort zu erreichen, wo sie wirklich Vertrauen gewinnen. Von da aus kann man dann Brücken schlagen.

Vielleicht wäre eine Multiplikatorinnenausbildung möglich für Erzieherinnen im Beruf, die wiederum in ihrer Region vielleicht Mitarbeiterinnen gewinnen und »weiterbilden«.

Diese Multiplikatorinnenausbildung könnte in Bad Lausick von mir übernommen werden.

Kontakt:

Ev. Schule für Sozialwesen »Luise Höpfner«

Leiterin Pfn. Beate Schelmat-von Kirchbach

Badstraße 26, 04651 Bad Lausick

Telefon: 034345 7240, Telefax: 034345 72411

BeateSchelmat-vonKirchbach@skd-bad-lausick.de

2.4 Lego-Zeit ... weil jedes Kind in Sachsen 'mal etwas von Gott hören soll. (EC-Arbeit mit Kindern)

2.4.1 Zielgruppe:

6- bis 12-jährige

2.4.2 Beschreibung:

Von der Pädagogik her ist klar, dass der Mensch in den ersten 12 Jahren seines Lebens maßgeblich geformt wird. Danach liegen die Dinge ziemlich fest, z. B. die Denkmuster, die moralischen Vorstellungen, das weltanschauliche Grundgerüst, die Auffassung über Kirche und Gott. Deshalb ist es wichtig, dass Kinder etwas von Gott hören und dieses Hören mit einem positiven Erlebnis verknüpfen können.

Bei dem Projekt »Lego-Zeit« werden Kinder eingeladen zu einer Sache, die sie begeistert, und dadurch sollen sie auf den größten Baumeister überhaupt hingewiesen werden. An drei Nachmittagen wird gebaut. Danach gibt es einen gemeinsamen Familienabschluss. Dabei beinhaltet eine »Legoeinheit« mindestens 2 Stunden Bauzeit.

Es beginnt mit einer Einführung ins Bauen allgemein und die Stadtplanung. Danach dürfen die Kinder einzeln oder in Kleingruppen kreativ werden. Es schließt sich

ein Imbiss an und eine Baugeschichte der Bibel. Dabei wird an die Bau-Erfahrungen der Kinder angeknüpft. Oder es gibt einen biblischen Impuls, der mit Legosteinen veranschaulicht werden kann. Die letzte halbe Stunde ist noch einmal Bau-Zeit.

Der sächsische Jugendverband Entschieden für Christus (EC), die Kinder- und Jugendarbeit des sächsischen Gemeinschaftsverbandes, bietet das Projekt sachsenweit für Kinderkreise, Gemeinden, Schulen und Projekte der offenen Jugendarbeit an. Dabei kommt ein geschulter Mitarbeiter mit dem gesamten Material in den Ort und übernimmt in Zusammenarbeit mit örtlichen Mitarbeitern die Bauanleitung und die inhaltliche Schwerpunktsetzung.

Vorraussetzungen (vor Ort):

- ein geeigneter Raum, in dem etwa 15qm Baufläche möglich sind,
- ein weiterer Raum mit Sitzmöglichkeiten für die Kinder,
- einige örtliche Mitarbeiter.

Material (das mitgebracht wird):

- viele verschiedene Legosteine, die gut sortiert sind,
- Bauplatten mit aufgeklebten Legoplatten
(Straßen, Wiesen, Betonflächen, See, Stadion).

Erfahrungen:

Kinder lassen sich einladen und kommen in der Regel an allen Tagen. Kinder wollen, dass ihre Eltern ihre Bauwerke besichtigen. Dadurch können Kontakte zwischen kirchlichen Mitarbeitern und gemeindefremden Kindern und sogar deren Eltern leicht geknüpft werden.

Aber eine längerfristige Integration der fremden Kinder in die regelmäßigen Gruppenstunden ist sehr schwierig.

Das Projekt kann in größeren Abständen wiederholt werden.

An einigen Orten wird das Projekt »nachgemacht« mit Samstags-Lego-Vormittagen, einmal im Monat.

Kontakt:

EC-Arbeit mit Kindern,
Kinderreferentin Karin Hezel
Robert-Koch-Str. 3, 09425 Zschopau
Tel. 03725 344380
karinhezel@ec-sachsen.de



3. Seminare und Workshops

3.1 Seminar »Kirche öffnen – Kirchenraumpädagogik« (mit Kai Schmerschneider)

Ankündigung:

In dem Seminar werden Sie etwas über die Kirchenraumpädagogik, die Wanderausstellung »Typisches und Sakrales« und die Gestaltung von Offenen Kirchen erfahren.

Bericht:

Wer eine Kirche betritt, findet manchmal einen Teppich aus den 70iger Jahren, einen Schülerschreibtisch aus den Sechzigern oder einen Schilderwald an der Eingangstür.

Die Öffnung einer Kirche wird dadurch sicherlich nicht behindert, aber unbedacht gestaltete Eingangsbereiche sind ein deutliches Signal dafür, dass sich manche Gemeinden ihrer Außenwirkung nicht bewusst sind.

Im Gespräch wurde deutlich, dass es nicht ausreicht, die Kirchentüren offen stehen zu lassen. Die Projektbeteiligten sollten gut vorbereitet und für die Arbeit mit ihrer Kirche und deren Besuchergruppen sensibilisiert werden.

Unter der Leitung des Gemeindepädagogen und Verantwortlichen der Landeskirche für Kirchenraumpädagogik, Kai Schmerschneider, wurden Handlungsschritte für die Projektgestaltung einer Offenen Kirche erörtern.

Eine wesentliche Grundvoraussetzung für ein derartiges Vorhaben ist die Bereitschaft der Gemeinde sich auf eine neue Situation einzulassen. Sie sollte mit Herz, Hand, Verstand und Ehrenamt ein solches Projekt beginnen. Einer Gemeinde, die ihre Kirche nicht wertschätzt, wird es schwer fallen, eine offene Kirche zu gestalten.

Ein weiterer Aspekt ist die Gestaltung des Eingangsbereichs. Er sollte einladend und informativ gestaltet werden.

Für die Kontinuität des Projektes kann es hilfreich sein, sich der Initiative »verlässlich geöffnete Kirchen« anzuschließen. Da unsere Landeskirche Rechte an diesem Label erworben hat, können die Gemeinden sich unter bestimmten festgelegten Rahmenbedingungen beteiligen.

Die Öffnung der Kirche erschließt neue Zielgruppen. Manche Besucher möchten vielleicht nur eine Pause machen, andere suchen die Stille, weitere kommen zum Gebet oder besichtigen die Räumlichkeiten. Der Lebensrhythmus wird unterbrochen und der Alltag »entschleunigt«.

Die Mitarbeiter des Projektes sollten den Besuchern die Möglichkeit eröffnen, mit der Gemeinde in Kontakt zu treten. Ein ehrenamtlicher Ansprechpartner und geeignete Infomaterialien sind dabei hilfreich.

Die Gestaltung des Kircheninnenraumes ist ebenfalls wichtig. Die baulichen Gegebenheiten und die Ausstattung sind zu berücksichtigen. Ein Raum der Stille oder

eine gut platzierte Gebetsecke können den Besuchern zusätzliche Berührungspunkte ermöglichen. Durch geeignete Ausstellungen sind zusätzliche Impulse möglich. Als aktuelles Beispiel präsentierte Schmerschneider die Wanderausstellung »Typisches und Sakrales«. 12 unterschiedliche lebensgroße Skulpturen vom Baby bis zum dickbäuchigen Touristen, einem betenden Handwerker oder einer Tänzerin werden im Kirchenraum aufgestellt und kreuzen den Weg der Besucher.

Ullrich Gast

Kontakt:

Ev. Erwachsenenbildung Sachsen, Landesstelle
Kai Schmerschneider
Barlachstr. 3, 01219 Dresden
Telefon: 0351 4717295, Telefax: 0351 4720932
www.eeb-sachsen.de

3.2 Workshop »Spiritualität im Alltag – sieben Schritte als Chance, Gottesdienst und Leben zu verbinden« (mit Pf. Michael Schleinitz)

Ankündigung:

Das Projekt hilft, im Miteinander von Pfarrern und Nicht Pfarrern die Fähigkeit zu entwickeln, über den Glauben zu reden und aus dem Glauben Leben zu gestalten. Dem oft beschworenen »allgemeinen Priestertum aller Gläubigen« kann damit zum Leben verholfen werden.

Bericht:

Zwischen Handy und Müsliriegel

Aus dem Gottesdienst Kraft für den Alltag gewinnen. Gott im Alltag begegnen. Mit anderen über solche Erfahrungen ins Gespräch kommen. Wie solche Wünsche Gestalt gewinnen, durften die Teilnehmer und Teilnehmerinnen am Workshop 2 am eigenen Leib erfahren.

Zunächst wurden wir von einigen »Lasten« befreit. Gegenstände wie Handys, Schlüssel, Taschentücher und andere wurden eingesammelt. Aus diesen wurde eine siebenenteilige Reihe in die Mitte gelegt, die die verschiedenen liturgischen Komponenten darstellten. Angeführt von einem Handy ging die Reihe über die Bibel hin zu einem Müsliriegel. Als erstes entfaltete sich die Gestalt des Handys, Es symbolisiert die Anrufung, mit der jeder Gottesdienst anfängt. Die entscheidende Anrufung im

Leben ist die eigene Taufe. Was verbinden Sie mit Ihrer Taufe und Ihrem Namen, der bei Ihrer Taufe von Gott gerufen worden ist? Methodisch unterstützt kamen wir im ersten Schritt über diese Fragen ins Gespräch. So gegenseitig näher gekommen, wurde sich einzeln der Segen Gottes in einem Ritual zugesprochen.

Diesen Überlegungen schloss sich eine Bibelarbeit an. Der Bezugspunkt zum Gottesdienst liegt dabei in der Wortverkündigung, welche durch die Bibel symbolisiert war.

Beide Schritte brachten uns dem Thema ganz nahe. Spiritualität im Alltag zu leben, ist nämlich nicht nur Thema dieses Workshops, sondern auch des halbjährlichen Seminars Spiritualität im Alltag. In wöchentlichen Abenden wird dort Schritt für Schritt ein Element des Gottesdienstes erarbeitet. Entscheidend ist nicht die Theorie der Elemente, sondern die spirituelle Kraft, die in ihnen liegt. Im Laufe eines halben Jahres entfaltet sich diese Kraft für die Teilnehmenden. Ähnlich wie beim Handy (Gespräch über die Anrufung) und der Bibel (Wortverkündigung) wird jedes Element intensiv erlebt. Im Verlauf der Abende hat jeder und jede ein gewisses Maß an Gesprächskompetenz erworben, um über Glaubensinhalte zu sprechen. Diese Gesprächskompetenz wird in den folgenden Abenden unter Beweis gestellt. Jede Kleingruppe gestaltet nun einen Abend in eigener Verantwortung aus. Im letzten Schritt kann die gewonnene Erfahrung an eine größere Gruppe weitergegeben werden. Das letzte Vierteljahr sind die Abende für alle interessierten Gemeindeglieder offen. Damit ist schon das Ende des Seminars erreicht. In der Regel gehen die Teilnehmer und Teilnehmerinnen gestärkt aus dem Projekt hervor. Denn von der erworbenen Gesprächskompetenz profitieren sowohl die Gemeinde als auch die Gemeindeglieder selbst.

Für unsere Workshopgruppe reichte die Zeit nicht aus, um einen Einblick in den letzten Schritt zu bekommen. Dieser wurde durch den Müsliriegel symbolisiert, der für den Segen im Gottesdienst steht. Somit blieb unser Müsliriegel eingepackt und einige verließen den Raum mit Hunger. Hunger nach mehr Wissen über das Projekt Spiritualität im Alltag. Doch dieser Hunger lässt sich leicht stillen. Nähere Informationen erteilt das Gemeindeglied der VELKD in Celle. Zu erreichen unter der Telefonnummer: 05141-53014 oder im Internet unter www.gemeindeglied.de.

Tilman Popp

Kontakt:

Ev.-Luth. Friedenskirchgemeinde Radebeul
Pf. Michael Schleinitz
Alt kötzchenbroda 40, 01445 Radebeul
Telefon: 0351 8381741, Telefax: 0351 8381744
www.friedensgruss.de



3.3 Workshop »Sehnsucht nach Stille – ein missionarischer Anknüpfungspunkt?«

(mit Pf. Heiner Bludau)

Ankündigung:

Eine Auszeit im Haus der Stille oder »Exerzitien im Alltag« als Gemeindeprojekt laden dazu ein, im täglichen Getriebe einen Ruhepol zu finden. In dem Workshop wird von Erfahrungen damit berichtet und es werden praktische Zugänge zur Stille eröffnet. Die missionarische Dimension kommt dabei in den Blick.

Bericht:

Aus der Geschäftigkeit des synodalen Geschehens nahm uns Pfarrer Bludau in die Stille hinein. Zunächst 7 min Innehalten, still werden und wahrnehmen was mit uns »passiert«.

Wir brachten unsere Erwartungen und Erfahrungen zum Thema in die Gruppe. Da wir eine sehr kleine Gruppe waren, empfand ich diesen Austausch sehr intensiv im Für- und Miteinander.

Einige Impulse, die wir gerne weitergeben möchten:

- Stille ist ein von uns oft vernachlässigtes Geschenk Gottes.
- Stille ist eine Übung.
- In der Stille können Menschen von Gott empfangen, was sie brauchen.
- In dem wir Stille für uns entdecken, spüren wir die Fülle des Lebens.
- Wir können nur weitergeben, was wir selbst empfangen.

In einem kleinen, aber sehr liebevoll zusammen gestellten Film zeigte uns Pfarrer Bludau das Haus der Stille Grumbach mit seinen Angeboten. Das Haus der Stille lädt ein zum Innehalten und Atemholen.

Friedrun Lindner

Kontakt:

Retraitenarbeit Sachsen – Haus der Stille
Pf. Heiner Bludau
Am oberen Bach 6, 01723 Grumbach
Telefon: 035204 48612
www.haus-der-stille.net

3.4 Seminar »Vom Glauben leise reden – Impulse für eine gelingende Alltagskommunikation«

(mit Pf. Klaus Jürgen Diehl)

Ankündigung:

Das Seminar befasst sich mit der Überwindung der unter Christen weit verbreiteten Sprachstörung im Blick auf den eigenen Glauben. Wie können wir im Alltag unaufdringlich vom Glauben reden und finden dabei eine angemessene Sprache?

Bericht:

Dass an diesem Seminar ca. 20 Synodale und Gäste teilnahmen, zeigte das große Interesse am Thema. Deutlich wurde dies in der einleitenden Vorstellungsrunde, bei dem jeder Teilnehmer ansprach, warum er sich für dieses Seminar angemeldet hatte.

Bruder Diehl, Leiter des AMD Westfalen, führte in seinem einleitenden lebendigen Vortrag durch die Problematik: Kirche hat Anteil am »Kartell des Schweigens« – über Glauben spricht man nicht.

Im Gegensatz dazu scheint in der Gesellschaft eine Sehnsucht nach authentischem Leben vorhanden zu sein, wie das große Interesse an Talkshows und Selbstinszenierungen zeigt.

Hier liegt – so Bruder Diehl – eine Chance und Herausforderung für uns Christen: wir können uns selbst mit unserem Glauben und den damit gemachten existenziellen Erfahrungen ins Gespräch bringen – wenn wir nur könnten.

Voraussetzungen sind ein echtes Interesse am Leben und Ergehen des Gesprächspartners und ein einfühlsamer Dialog. Zu lösen haben wir uns von der Vorstellung, unserem Partner fehlt etwas Entscheidendes, dass wir ihm zu geben hätten. Hilfreich sind vielmehr deutliche empathische Fragen nach der Kraft zur Lebensbewältigung und ermutigende Botschaften, Gott mit seinen Zusagen beim Wort zu nehmen. Und mit Desinteresse, Widerstand und Ablehnung bleibt zu rechnen.

Es schloss sich ein lebhafter Austausch an, der stichwortartig wiedergegeben sei:

- Öffentliche Rechtfertigungsdruck für Christen in der DDR, heute Gefahr »fromme Inseln«
 - Glaube ist auf Mitteilung, Weitergabe angelegt (aber wie?)
 - Nicht Schlagfertigkeit gefordert, sondern – evtl. vorbereitendes Gespräch
 - Herausforderung: Theologische Richtigkeiten in heutige Sprache übersetzen
 - Auf den Anderen hören, ihn wahrnehmen – nicht zu lange warten, offensiv werden
 - Von Jesus lernen: Helfendes, heilendes Handeln und Verkündigung
 - Christliches Leben, z. B. Hauskreise öffnen, Vergewisserung des Glaubens → Nonverbale Interaktion
 - Abschied vom Erfolgsdenken, Hoffnung langfristig
- Abschließend stellte Bruder Diehl seine Broschüre »Vom Glauben leise reden« vor.

Stefan Billhardt

Kontakt:

Amt für missionarische Dienste der ev. Kirche von Westfalen
 Pf. Klaus Jürgen Diehl
 Olpe 35, 44135 Dortmund
 Telefon: 0231 5409 64, Telefax: 0231 5409 66
 www.amd-westfalen.de

Hinweis:

Im Anhang sind von Pfarrer Klaus Jürgen Diehl abgedruckt:
 6.1 Vom Glauben leise reden – Impulse für eine gelingende Alltagskommunikation
 6.2 Vom Glauben leise reden – Anliegen und Konzept einer kleinen Sprachschule des Glaubens

3.5 Seminar »Machs Maul auf, tritt frisch auf...« (mit Jugendevangelist Lutz Scheufler)

Ankündigung:

Wie spreche ich zu Ahnungslosen? Wie komme ich auf den Punkt? Wie lade ich zu Christus ein? Um einladende Verkündigung auf dem Marktplatz unserer Gesellschaft geht es in diesem Seminar. Impulse fürs gemeinsame Gespräch gibt es von Lutz Scheufler.

Er ist Jugendevangelist der sächsischen Landeskirche, leitet das Evangelisations-team und arbeitet außerdem als Texter, Radiosprecher, Autor und Liedermacher.

Dieses Seminar musste wegen Krankheit ausfallen.

3.6 Seminar »Gottes Korrespondenten – Geistliche Rede in den neuen Medien« (mit Pf. Bernd Richter)

Ankündigung:

Für Hörer schreiben – für Hörer sprechen. Die Kirche des Wortes ist eine Kirche der Rede. Ob Rundfunkansprache, Predigt oder Andacht, ob Gemeindeveranstaltung oder Kasualrede – für haupt- und ehrenamtliche Mitarbeiter der Kirche gibt es eine Vielzahl von Anlässen, bei denen sie aufgefordert sind, öffentlich zu reden. Hinter der

nahe liegenden Frage: »Was sag' ich?« steht auch die Frage: »Wie sag' ich's...?« Tipps, Ratschläge, allerlei Handwerkszeug für unseren Dienst in Gemeinde und Gesellschaft.

Bericht:

Geistliche Rede in den neuen Medien 1,2 Mill. Zuhörer täglich zu erreichen, Gottes frohe Botschaft täglich in max. 140 Sekunden reinzupacken und den Channel-Hopper dort abzuholen, wo er gerade steht, mit dem was ihn bewegt, echte Lebenshilfe anbieten – über die Grenze des Lebens hinaus – dieser Aufgabe stellt sich unser Referent zum Thema, Pfarrer Bernd Richter, täglich.

»Wir müssen uns wie Jesus mit seinen Jüngern auf Tour begeben und die Menschen dort abholen, wo sie sind und nicht warten, bis sie kommen.« Also tun wir's!
 Thomas Schubert

Kontakt:

Senderbeauftragter der Ev. Landeskirchen beim MDR
 Pf. Bernd Richter
 Caspar-David-Friedrich-Str. 5, 01219 Dresden
 Telefon: 0351 4692401, Telefax: 0351 4692409
 senderbeauftragter@evlks.de

3.7 Workshop »Notfallseelsorge – Last oder Chance für die Kirche?« (mit Polizeiseelsorger Pf. Hans-Christoph Werneburg)

Ankündigung:

Im vergangenen Jahr wurden Pfarrer unserer Landeskirche zu 300 Notfallseelsorgeeinsätzen gerufen. Das bedeutete eine weitere Belastung zu der ohnehin ausgelasteten Arbeit in den Gemeinden.

Kann den Gemeinden diese zusätzliche Aufgabe zugemutet werden oder ist diese nicht geradezu eine unerlässliche und chancenreiche Aufgabe der Kirche in unserer säkularen Welt? Der Workshop möchte über die Aufgaben der Notfallseelsorge anhand von Fallbeispielen informieren und versuchen, Impulse für die Arbeit der Notfallseelsorge vor Ort zu geben.

Bericht:

Es ist ein Wesensmerkmal der Kirche, Menschen in akuter Notsituation beizustehen. Die Notfallseelsorge ist »Erste Hilfe« für die verletzte Seele. Nach Unfällen mit Todesfolge, bei plötzlichem Kindstod, bei Selbsttötungsgefahr, bei Katastrophen u. a. betreu-

en die Notfallseelsorger vielerorts in Zusammenarbeit mit dem Kriseninterventions-team (KIT) die Betroffenen, die Angehörigen und auch die Einsatzkräfte. Blitzableiter für den Schmerz kann ein Symbol oder ein Ritus sein: eine brennende Kerze, ein Engel, ein Kreuz, die gefühlte Nähe eines Menschen, ein tröstendes Wort und das Gebet. Ohne es ausdrücklich zu sagen und ohne es in erster Absicht zu wollen, kommt in diesem Handeln Gott im »Gepäck« der Notfallseelsorger dem Menschen nahe.

In jedem Kirchenbezirk gibt es einen Koordinator, dennoch sind die Angebote und die Anforderungen sehr unterschiedlich ausgeprägt und sollten in den nächsten Jahren intensiviert werden.

Rainer Zaumseil

Kontakt:

Ökumenische Notfallseelsorge in Dresden
Pf. Hans-Christoph Werneburg
Käthe-Kollwitz-Str. 6, 01156 Dresden
Telefon: 0351 4537386, Telefax: 0351 4525723
hc.werneburg@t-online.de

3.8 Workshop »Seelsorge bei Nachbarn«

(mit Pf. Roland Kutsche)

Ankündigung:

Kirche Jesu Christi hat die »missio Dei« in die Welt fortzusehen. Und dies fängt vor unserer Haustür an, die Menschen wahrzunehmen: unsere Nachbarn mit ihren Nöten und Sehnsüchten, Ängsten und Hoffnungen, um ihnen das Evangelium Jesu Christi zu bezeugen. In diesem Workshop geht es um Grundlagen und praktische Beispiele, wie Nachbarschaftsseelsorge konkret geschehen kann.

Bericht:

»Kirche Jesu Christi hat die missio Dei in die Welt fortzusetzen. Und dies fängt vor unserer Haustür an, die Menschen wahrzunehmen: unsere Nachbarn mit ihren Nöten und Sehnsüchten, Ängsten und Hoffnungen, um ihnen das Evangelium Christi zu bezeugen. In diesem Workshop geht es um die Grundlagen und praktische Beispiele, wie Nachbarschaftsseelsorge konkret geschehen kann«.

Unter diesen Leitsätzen stand der Workshop mit Pfarrer Roland Kutsche aus Lichtenstein/Kirchenbezirk Glauchau. Jeder von uns hat Nachbarn, Bekannte oder Kollegen, mit denen er ins Gespräch kommt. Hören wir ihnen richtig zu? Was wollen sie uns mit scheinbar alltäglichen oder banalen Mitteilungen wirklich sagen?

Der erfahrene Klinikseelsorger Roland Kutsche machte uns an Textbeispielen deutlich, wie wichtig Zuhören ist! Es ist die Voraussetzung für ein seelsorgerliches Gespräch, wenn es dem anderen helfen soll.

Nur wenn wir »ganz Ohr« sind, erspüren wir, welche Gefühle, Empfindungen, Ängste und Sorgen sich hinter dem Gesagten verbergen. Durch unser intensives Zuhören signalisieren wir dem anderen Hinwendung, Zuwendung, die ihn ermutigen, über seine wirklichen Probleme zu sprechen. Oberflächliches Hören kann Sich-Öffnen verhindern.

Unser Christsein ist immer der Hintergrund unserer Gespräche, auch wenn es sich verbietet mit vorschnellen »frommen« Redensarten oder moralischen Wertungen unseren Gesprächspartner abzufertigen.

Die Übungen und Gespräche in diesem Workshop haben uns wichtige Impulse für unsere »nachbarschaftlichen« Gespräche gegeben. Gerne hätten wir den Austausch über »seelsorgerliche Gesprächskultur« noch vertieft, vor allem darüber, wie wir in diesen Gesprächen das Evangelium authentisch bezeugen können. Das war zeitlich nicht möglich.

Rosmarie Köhler

Kontakt:

Krankenhauseelsorger
Pf. Roland Kutsche
Weststr. 1, 09350 Lichtenstein
Telefon: 037204 58217
Roland.Kutsche@online.de



3.9 Workshop »Glaubend leben – betend

handeln: Diakonische Gemeinde«

(mit Rotraut Kießling und Pf. i. R. Gernot Werner)

Ankündigung:

Sie sind eingeladen, Impulse aus der kirchlich-diakonischen Arbeit zum Thema dieser Synode kennen zu lernen. Zum einen wird anhand dreier konkreter Projekte, die aus der Zusammenarbeit von Kirchengemeinden mit ihren Diakoniebeauftragten und Kirchenbezirkssozialarbeit heraus entstanden sind, gemeindediakonisches Handeln dargestellt. Zum anderen soll der Frage nachgegangen werden, wie sich Mission und Diakonie einander bedingen und welche Motivationen gegeben sind. Wir wollen auf Grundlage der dargestellten Projekte miteinander ins Gespräch kommen und eine mögliche Umsetzung im Kirchenbezirk erörtern.

Bericht:

In dieser Arbeitsgruppe wurden eingangs drei Projekte der Diakonie vorgestellt. Irene Riedel (Diakonie Riesa-Großenhain) stellte ihr Familienzentrum vor, was in einem Plattenbaugebiet gemeinsam von Diakonie und Kirchengemeinde Zeithain betrieben wird. So gibt es u. a. eine Eltern-Kind-Gruppe und Informationsangebote für Erwachsene. Der Religionspädagoge der Kirchengemeinde sei für den Kindertreff verantwortlich. Bei der Einrichtung des Familienzentrums habe die Kirchengemeinde große Offenheit gezeigt.

Folgende Gedanken prägten die Diskussion: Die Kirche müsse die Lebenslagen der Menschen besser wahrnehmen und die Probleme der Menschen aufgreifen. Um die Verbindung zwischen Kirche und Diakonie zu stärken, wurden folgende Vorschläge geäußert: gemeinsame Feste von Kirche und Diakonie; Kooperationsverträge zwischen Diakonie (Fachwissen) und Kirche (Konzeption) zur Betreibung von Kindergärten; Verknüpfung des Besuchsdienstes der Kirchengemeinde mit der Diakonie-Sozialstation; jährlicher Bericht der Kirchen-bezirkssozialarbeit der Diakonie im Kirchenvorstand; Veranstaltungen, die sich nicht nur an die Kerngemeinde richten.

Alexander Krauß

Kontakt:

Diakonisches Werk der Ev.-Luth. Landeskirche Sachsens e. V.
Diakonisches Amt
Obere Bergstr. 1, 01445 Radebeul
Telefon: 0351 83150, Telefax: 0351 8315400
www.diakonie-sachsen.de

3.10 Seminar »(Be)suchen und Finden«

(mit Pf. Ulrich Laepple)

Ankündigung:

Zu einer missionarischen, einladenden Gemeinde gehört es, dass sie Menschen besucht. Kirchenvorstände, Hauptamtliche und Ehrenamtliche haben hier ihre je eigene Verantwortung und Aufgabe. Fantasie für Besuchsansätze und Projekte, Fragen der Organisation und des Gemeindeaufbaus, die Rolle des Pfarramts im Ganzen und nicht zuletzt »die Liebe zu den Entfremdeten« (Wichern) sind Themen dieses Seminars.

Bericht:

Praktisch startet das Seminar mit Herrn Laepple. Beim Begrüßen machten die 12 Teilnehmenden Erfahrung beim Aufeinanderzugehen, die den Anfangserfahrungen von Besuchenden gleichen: Kontaktaufnahme beginnt mit dem Interesse am anderen Menschen, mit Mut zu neuen Erfahrungen, mit dem Kennen des Namens!

Was motiviert uns eigentlich zum Besuchen? – »Suchen« ist die Art Gottes und wir dürfen uns daran beteiligen. Dies wurde durch Anregungen aus Mk. 2, 13–17 verdeutlicht: Wir dürfen hingehen, die anderen ansehen, sie ansprechen und uns Zeit nehmen für sie. Da nicht nur wir als Gemeinde die Menschen »suchen«, geht es darum, wie wir »Suchen und Finden«. Wir brauchen dazu Mut, Fantasie und die Überwindung der Angst vor Zurückweisung.

Wollen wir dies in den Gemeinden umsetzen, muss Besuchsdienst im Kontext von gemeindlicher Situation und Konzeption bedacht werden, damit weiter gedacht wird als bis zum »Besuch am 80. Geburtstag« (Laepple). Überlegt werden sollte dabei, wer besucht, durch wen dies geschieht und wie es geschehen soll. Zwar gehören Besuche fraglos zum Aufgabenfeld der Pfarrerin/des Pfarrers, sind aber keinesfalls ihnen allein aufgetragen. Besuchsdienst – so wurde deutlich – bietet auch als Ehrenamt die Chance positiver Erfahrungen – dicht am Menschen. Wichtig bleibt dabei die Unterstützung und Wertschätzung von Frauen und Männern, die diesen Dienst tun. Neben direkter Anerkennung kann dies auch in Form guter Zusammenkünfte liegen. Dazu gehören z. B.:

- biblische Vergewisserung
- Erfahrungsaustausch
- Themenarbeit
- Organisationsfragen

Die Seminarteilnehmer vergewisserten sich in der Kürze des Nachmittags: Besuchsdienst (übrigens auch als Projektarbeit durchführbar!) ist eine wichtige Möglichkeit des Gemeindeaufbaus – und Anlässe zu einem Besuch gibt es immer!

Michael Seimer

Kontakt:

Arbeitsgemeinschaft Missionarische Dienste (AMD) im Diakonischen Werk der EKD
Pf. Ulrich Laepple
Reichensteiner Weg 24, 14195 Berlin
Telefon: 030 83001-310, Telefax: 030 830013-333
www.amd-westfalen.de

3.11 Seminar »Neu anfangen – ein missionarisches Projekt im Kirchenbezirk Borna«

(mit Regina Voigt und Sup. Matthias Weismann)

Ankündigung:

Bereits über 40-mal in Deutschland, das erste Mal 2006 in Sachsen: Neu anfangen im Kirchenbezirk Borna. Ein missionarisches Projekt in säkularisierter Region zum nachmachen empfohlen. Auf ökumenischer Grundlage wird die Zusammenarbeit von Haupt- und Ehrenamtlichen ideal verbunden.

Bericht:

Es hat uns verändert, sagten Frau Voigt und Herr Weismann beim Bericht im Seminar. Eine kirchlich und auch sonst strukturschwache Gegend, dieses Bornaer Land.

Keine Einzelgemeinde hätte die Kraft für ein solches Modell gehabt. So wurden die Kräfte gebündelt, nicht nur unter den lutherischen Gemeinden sondern mit katholischer und freikirchlichen Gemeinden.

In 1 1/2 Jahren Vorbereitung und 1/2 Jahr »heiße Phase« haben 350 Mitarbeiter in 8 Arbeitskreisen Vorbereitung mit Schulungen und Durchführung dieser missionarischen Möglichkeit, allein für sich selbst eine motivierende Erfahrung gemacht.

Am Anfang hatte die Ausrichtung an dem biblischen Leitwort gestanden: »Gott will, das allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen.«

»Christen laden ein zum Gespräch«, darauf zielte alles Bemühen. Ein Buch mit Berichten von guten Erfahrungen mit dem Glauben wurde nach telefonischer Voranmeldung verschenkt.

Der spätere Anruf mit der Einladung zum Gespräch wurde von 700 Menschen angenommen, die sich in 103 Gesprächsgruppen trafen.

Große und schöne Gottesdienste wurden auf dem ganzen Weg immer wieder gefeiert.

Unter der Schirmherrschaft von Landesbischof Bohl und Bischof Reinelt und gottesdienstlicher Mitwirkung beider, wurde diese Basisarbeit ermutigt.

Ein lebendiges Gespräch ergab sich unter den 12 Workshopteilnehmern. Begeisterung und Feuer war den Beiden immer noch anzumerken. Und – sie haben schon wieder ein Projekt begonnen. Man kann sich in Borna erkundigen.

Peter Heß

Kontakt:

Ev.-Luth. Superintendentur Borna
Superintendent Matthias Weismann
Martin-Luther-Platz 4, 04552 Borna
Telefon: 03433 2486722, Telefax: 03433 2486723
suptur.borna@evlks.de

3.12 Seminar »Gottesdienst als missionarisches Projekt«

(mit Dana Wünschmann und Pf. Gerald Brause)

Ankündigung:

PRISMA – ein Gottesdienst für Neugierige. Für die, die mit dem Kopf schütteln, wenn es um den Glauben geht. Für die, die mit den Achseln zucken und fragen: »Wozu Gott?« Für Menschen, die mit Kirche nichts(mehr) anfangen können. Ein Gottesdienst, der zum größten Teil von jungen Ehrenamtlichen gestaltet wird. Der in allen Bereichen Einfachheit, Klarheit und Qualität zum Markenzeichen trägt. Ein Gottesdienst, in dem Kreativität, Schauspiel, Dekoration, Atmosphäre, gute Musik und Moderation nicht zu kurz kommen und das Thema des Abends herbeiführen, das dann durch einen Sprecher(in) beleuchtet werden soll.

Bericht:

Jugendliche machen Gottesdienst zu ihrem Thema. Sie suchen und finden vielfältige Gaben unter anderen Jugendlichen. Sie organisieren, reflektieren, planen und beten für das Gelingen des Gottesdienstes – nicht nur ein Mal, sondern aller vierzehn Tage. Sie bauen eine Kirche um, sie sind kreativ, zuverlässig und bestrebt, ihren Glauben an Andere weiter-zugeben. Ist das ein Traum?

15 Seminarteilnehmer konnten sich von der Lebendigkeit und der Energie junger Leute anstecken lassen, die offen über ihre Begeisterung für ihre Arbeit in ihrer Gemeinde erzählten – aber auch über Fragen und Probleme.

Das Geheimnis dieses Engagements: Viel Freiraum für eigene Verantwortung, behutsame Führung und inniges Gebet.

Wer sich weiter informieren will, kann die homepage des Projekts in Großgrabe aufsuchen: www.imagineo3.de

Ina-Maria Vetter

Kontakt:

Ev.-Luth. Kirchgemeinde Oßling mit SK Großgrabe
Pf. Gerald Brause
Kirchweg 6, 01920 Oßling
Telefon: 035792 50212
www.imagineo3.de



3.13 Workshop »Ökumenische Gemeindeerneuerung durch Partnerschaften zu Kirchen auf anderen Kontinenten« (mit Pastor Manoharan, Indien)

Ankündigung:

Der Workshop geht der Frage nach, welchen Beitrag Gemeindepartnerschaften mit Christen in anderen Kontinenten für die ökumenisch-missionarische Erneuerung unserer Gemeinden in Sachsen leisten können. Was können wir von Partnerkirchen des Leipziger Missionswerks lernen?

Bericht:

Gemeindepartnerschaften und gegenseitige Besuche zwischen Partnerkirchen (Mission to the North«) können vielfache Lernprozesse auslösen: interkulturell, entwicklungspolitisch, ökumenisch und missionarisch.

Sie tragen dazu bei, den eigenen Horizont zu erweitern, blinde Flecken wahrzunehmen und eigene Probleme zu relativieren.

Sie lassen entdecken, dass uns der gleiche Glaube trotz aller Unterschiede in unseren Lebensbedingungen trägt und dass die Ortsgemeinde Teil der weltweiten Christenheit ist.

Sie bieten die Chance, eine neue Unbefangenheit zu lernen, über Glaubenserfahrungen ins Gespräch zu kommen und das Evangelium und die befreiende Kraft des Glaubens gemeinsam besser zu verstehen. Dass Christen in anderen Ländern für uns und unsere Kirche beten, kann uns ermutigen. Gemeinsam haben wir teil an Gottes eigener Mission in der einen Welt.

Zur fachlichen Begleitung der Begegnungen und Partnerschaften sind die Arbeitsstelle Eine Welt und das Leipziger Missionswerk (LMW) gern bereit.

Literatur: (Kostenlos zu erhalten beim LMW, Tel. 0341/9940600)

→ Arbeitsbuch ökumenische Gemeindeerneuerung, Bausteine zur Gemeindeentwicklung in ökumenischer Weite, hrsg. EMW

→ Thomas Schuster: Partnerschaft überdacht, hrsg. EMW

Michael Hanfstängl

Kontakt:

Ev.-Luth. Missionswerk Leipzig e. V.

Missionsdirektor Pf. Michael Hanfstängl

Paul-List-Str. 19, 04103 Leipzig

Telefon: 0341 9940-600, Telefax: 0341 9940-690

www.lmw-mission.de

4. Wort an die Gemeinden

Die 25. Ev.-Luth. Landessynode Sachsens hat in ihrer 41. öffentlichen Sitzung am 21. April 2007 gegen 3 Stimmen ein »Wort an die Gemeinden – Einladung zur Weiterarbeit« (Drucksache Nr. 208 – Antrag des Gemeindeaufbau- und Missionsausschusses vom 21.04.2007) angenommen.

»Das Landeskirchenamt wird gebeten, nachfolgendes »Wort an die Gemeinden« kurzfristig allen Kirchenbezirken und Gemeinden der sächsischen Landeskirche zur Kenntnis zu geben und sie zur Weiterarbeit am Thema »Mut zur Mission« zu ermutigen.

Wort an die Gemeinden: Einladung zur Weiterarbeit

Liebe Schwestern und Brüder,

»Mut zur Mission« – ein Thema, das nicht nur die letzte Tagung der Landessynode beschäftigt hat. Dabei haben wir entdeckt: Die Kirche macht nicht Mission, sie ist Mission. Sie ist eingebettet in die Mission Gottes. Gott geht durch Christus auf unsere Welt zu. – Alle Menschen sollen hören: Gott liebt diese Welt. Er will, dass alle Menschen gerettet werden. (1. Tim 2, 4) Er lädt ein, in Beziehung zu ihm zu leben.

Diese gute Nachricht muss unter's Volk. Dies ist die wichtigste Aufgabe unserer Kirche und jedes Einzelnen.

Zu Phantasie und Mut auf alten und neuen Wegen lädt die Landessynode alle Gemeinden ein. Glaubwürdige und authentische Zeugen des Evangeliums zu sein, darauf kommt es an. Dazu braucht es Ermutigung und gegenseitige Stärkung. Besonderes Augenmerk richten wir dabei auf die Lebenswelt und die Lebensgewohnheiten der Menschen um uns. Deshalb wollen wir aktiv auf sie zugehen. Warten allein genügt nicht mehr. Das wird uns verändern. Allen Unsicherheiten und Risiken zum Trotz wollen wir den Aufbruch wagen. Darin begleiten uns der Auftrag und die Zusage Jesu: »Gehet hin in alle Welt ... Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.«

In Kürze erscheint eine Dokumentation zur diesjährigen Themensynode. Sie will missionarische Bemühungen und Aktionen in allen Bereichen unserer Landeskirche unterstützen oder neu auslösen.

Wir laden dazu ein, die Dokumentation unter folgenden Leitfragen zu diskutieren:

5. Welchen Impuls löst das Thema »Mut zur Mission« bei uns aus?
6. Welche Anregungen wollen wir konkret aufnehmen und umsetzen?
7. Welche Unterstützung brauchen wir dafür?
8. Wen wollen wir dabei als Partner gewinnen?

Weil Kirche Mission ist und bleibt, wird die jetzige die nächste Landessynode bitten, den begonnenen Prozess »Mut zur Mission« zu gegebener Zeit mit neuen Impulsen weiter zu befördern.

5. Predigt von Landesbischof Jochen Bohl am Sonntag Misericordias Domini 2007 in der Kreuzkirche Dresden

Predigttext:

»Als sie nun das Mahl gehalten hatten, spricht Jesus zu Simon Petrus: Simon, Sohn des Johannes, hast du mich lieber, als mich diese haben? Er spricht zu ihm: Ja, Herr, du weißt, dass ich dich lieb habe. Spricht Jesus zu ihm: Weide meine Lämmer! Spricht er zum zweiten Mal zu ihm: Simon, Sohn des Johannes, hast du mich lieb? Er spricht zu ihm: Ja, Herr, du weißt, dass ich dich lieb habe. Spricht Jesus zu ihm: Weide meine Schafe! Spricht er zum dritten Mal zu ihm: Simon, Sohn des Johannes, hast du mich lieb? Petrus wurde traurig, weil er zum dritten Mal zu ihm sagte: Hast du mich lieb?, und sprach zu ihm: Herr, du weißt alle Dinge, du weißt, dass ich dich lieb habe. Spricht Jesus zu ihm: Weide meine Schafe! Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: Als du jünger warst, gürtetest du dich selbst und gingst, wo du hin wolltest; wenn du aber alt wirst, wirst du deine Hände ausstrecken, und ein anderer wird dich gürtend und führen, wo du nicht hin willst. Das sagte er aber, um anzuzeigen, mit welchem Tod er Gott preisen würde. Und als er das gesagt hatte, spricht er zu ihm: Folge mir nach!«

(Johannes 21,15–19)

Liebe Gemeinde,

eine Gemeinschaft von Menschen zu leiten, ist keine leichte Aufgabe. Die Synodalen, die in diesen Tagen über den Weg unserer Landeskirche beraten und der Synode teilweise schon seit vielen Jahren angehören, werden dieser Aussage sicherlich zustimmen. Wem auch immer Verantwortung für das Miteinander übertragen wird, in Staat und Gesellschaft, in Vereinen und Institutionen und eben auch in der Kirche, wird schnell feststellen, wie verschieden die Menschen sind, wie unterschiedlich ihre Anschauungen vom Leben, wie sehr die Hoffnungen und Wünsche, die Gaben und Fähigkeiten sich unterscheiden, mit denen sie ihre Lebenszeit gestalten. Die Interessen gehen oft genug weit auseinander und sich darüber zu verständigen, welche Ziele den Einsatz wert sind, erfordert Beharrlichkeit, Ausdauer, Hörbereitschaft von vielen – wobei nicht gesagt ist, dass Einigung immer gelingt. Fast möchte man sagen im Gegenteil – denn viele gute und sinnvolle Impulse können nicht realisiert werden, weil es nicht genügend Unterstützung gibt. Wer vor der Frage steht, ob er oder sie einen Leitungsauftrag übernehmen soll, ahnt all das ja und wird sich die Frage stellen, ob die eigenen Gaben, die Kräfte und das Gelernte ausreichen? Und wird später entdecken, dass diese Frage nicht ein für allemal zu beantworten ist, sondern sich auf dem Wege immer wieder aufs Neue stellt. Der Volksmund weiß

um die Schwierigkeiten der Leitungsaufgabe. Man sagt, dass Gott demjenigen Verstand schenkt, dem er ein Amt gibt; und in der lakonischen Kürze schwingt ein kleiner Trost mit, ebenso wie das Wissen darum, dass der Verstand eine wichtige und notwendige Gabe ist – aber noch nicht unbedingt eine hinreichende; anderes muss dazukommen: Liebe zu den Menschen, offene Ohren und Augen, nicht nur Bejahung des Auftrags der Gemeinschaft, sondern Wollen, kraftvolles Eintreten und sogar Hin-
gabe.

Eine schwierige Aufgabe, nicht leicht – aber ohne Leitung geht es nicht. Wie sollte es sonst gelingen, die Einheit zu wahren, oder die für alle bedeutenden Fragen zu entscheiden und die Rechte und Pflichten festzulegen, die für jedes Mitglied der Gesellschaft gelten sollen und müssen? Wie sonst sollte eine Gemeinschaft vertreten werden gegenüber den vielen anderen Gemeinschaften? Ebenso wenig wie ein Staat ohne das Zusammenwirken der Ämter und Gewalten gedacht werden kann, können die freiwilligen Zusammenschlüsse ihre Aufgaben erfüllen ohne Führung und Leitung und die Bereitschaft, diesen Dienst anzunehmen. Zu allen Zeiten ist darum versucht worden, gute und angemessene Formen des Leitungshandelns zu entwickeln, nicht nur in der Kirche. In Deutschland wissen wir, dass die Demokratie keine Selbstverständlichkeit ist, sondern immer wieder aufs Neue mit Leben erfüllt sein will. Aber auch sie bewahrt nicht davor, dass durch Irrtümer, Fehleinschätzung und Verblendung der Leitung großes Unheil bewirkt werden kann. Kaum ein Tag vergeht, ohne dass wir erschüttert stehen vor den Auswirkungen des verderblichen Krieges im Irak und angesichts der mörderischen Exzesse der Gewalt erschrecken.

Liebe Gemeinde,

Petrus bekommt eine Aufgabe übertragen, die Lämmer und die Schafe zu weiden, und das bedeutet ja, er soll die Gemeinde Jesu Christi leiten. Das Evangelium gibt ein Gespräch wieder, das in einer strengen Struktur verläuft. Die dreimalige Frage erinnert sicherlich nicht zufällig an die Verleugnung, den nicht lange zurückliegenden Augenblick einer kaum entschuldigen Schwäche des Petrus. Jetzt antwortet er mit einer gewissen Distanz, die bei der Übersetzung in die deutsche Sprache leider nicht wiedergegeben werden kann: Der Auferstandene verwendet in seiner Frage ein anderes Wort für Lieben als Petrus; ein intensiveres, umfassendes Lieben ist gemeint, als in der Antwort zugesichert. Vielleicht reagiert Petrus zurückhaltend, weil er selbst einen Zweifel spürt an seiner Fähigkeit den Herrn zu lieben, nachdem er durch das Krähen des Hahns beschämt wurde? Ob ihn die Scham daran hindert, vollmundig zu reagieren, so stürmisch begeistert, wie er oft genug in den Evangelien gezeichnet wird? Ob Jesus das spürt und auch deshalb zweimal nachfragt?

Kaum einen anderen aus dem Kreis der Jünger zeichnen die Evangelien so sehr als einen Menschen aus Fleisch und Blut wie Petrus, der so große Ansprüche an sich selbst stellte. Mehr, intensiver, umfassender wollte er den Herrn lieben als die anderen; aber als es darauf ankam, versagte er. Jesus wiederum kennt den Petrus, seine

wunderbaren Gaben, seinen aufrichtigen Willen, aber auch seine Schwächen und Charakterfehler – mehr sein zu wollen, mehr zu können; sich zu erheben über die anderen. Er kennt ihn, und darum ist diese Begegnung mit dem Auferstandenen eine ernste Situation für Petrus und wird sein Leben verändern. Denn es gibt kein Ausweichen vor dem Anspruch, der in der dreimaligen Frage liegt und keine Flucht vor der Wahrheit, auf die der Herr ihn behaftet, und dann nicht vor dem dreimal erteilten Auftrag.

Die Wahrheit und die Klarheit, in der sie Jesus ihm zumutet, löst bei Petrus Trauer und Demut aus; »Herr, du weißt alle Dinge«. Er ist jetzt bereit, sich führen zu lassen. Früher ging er, wohin er wollte – jetzt erst ist er bereit für den Auftrag, den der Herr ihm gibt, und willens, zu gehen wohin er nicht will. Es ist nicht seine Wahl, sondern der Auftrag seines Herrn, dem er sich nun demütig und gehorsam stellt. Seine Schuld ist benannt, am Kreuz von Golgatha gesühnt, seine Schwächen und Fehler sind angenommen in Liebe; und so erst – beginnt er seinen Dienst im Amt der Leitung.

Das also, liebe Schwestern und Brüder, ist als erstes zu lernen: In die Leitung der Kirche beruft der Herr Menschen, die eine Geschichte mit ihm haben und im Lauf dieser Geschichte gelernt haben, sich auf ihn zu verlassen, sich seiner Führung anzuvertrauen. Es geht nicht um Fehlerfreiheit oder Schuldlosigkeit oder um Selbstverwirklichung, schon gar nicht um das Herrschen wollen, sondern um Glauben; und Hingabe. Damit die Kirche Jesu Christi ihren Weg in dieser widersprüchlichen, verwirrenden Welt in Treue zu ihrem Herrn gehen kann, werden Menschen in den Dienst der Leitung berufen, die glauben; so war es mit Petrus und so schlicht ist es mit uns.

Und das Zweite: Petrus stand ebenso wenig allein für sich wie all die anderen, die je ein Leitungsamt in der Gemeinde hatten oder haben. Jesus sagt nicht nur zu Petrus »Folge mir nach«, sondern auch zu uns. Die Kirche Jesu Christi ist die Gemeinschaft der Gläubigen, und deren Aufgabe es ist, den Glauben an den Auferstandenen zu bezeugen, in Wort und Sakrament.

Das aber ist ein Auftrag, der jedem Getauften gleichermaßen und unterschiedslos zukommt, nicht nur den Pfarrerinnen und Pfarrern, nicht nur den Kirchenvorständen und Synodalen, – jedem Gemeindeglied. Der Auftrag ist ja Folge, eine Auswirkung der Gottesbeziehung: wer dem Auferstandenen nachfolgt, sich auf Gott verlässt, sich seiner Führung anvertraut, wird seinen Glauben nicht für sich selbst behalten, sondern seinen persönlichen Beitrag zum Zeugnis der Kirche geben; und Welch ein Segen darin liegt, sehen wir an dem großen und umfassenden und – Gott sei Dank! – wachsenden Engagement der vielen tausend Ehrenamtlichen in unserer Landeskirche, in Gottesdienst, Diakonie, Musik, Seelsorge, Kinder- und Jugendarbeit, Erziehung und Bildung; oft genug staune ich über den Reichtum, der uns an Menschen geschenkt ist und über die Vielzahl der Gaben und der Beiträge zum Leben unserer Kirche. Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe – und eine Vielzahl der Begabungen und Dienste in der Gemeinschaft der Getauften, damit die Kirche wachse und blühe.

Die Synode berät in diesen Tagen über den missionarischen Auftrag der Kirche, wie wir die Frohe Botschaft im Alltag der Welt und in der Mitte der Gesellschaft bezeugen können, so dass die Menschen etwas von der Liebe Gottes in Jesus Christus erfahren. Vom Glauben zu erzählen, einzuladen zur Begegnung mit der Heiligen Schrift, den Armen und Schwachen an die Seite zu treten – das ist unser Auftrag und die Sache der ganzen Kirche, ihr unverwechselbar Eigenes, sie von allen anderen Gemeinschaften Unterscheidendes; das ist ihre Mission. Der Auftrag wird realisiert im stetigen, liebevollen Zeugnis der vielen Christenmenschen an den vielen Orten, an denen sie leben und arbeiten. In eben dem Maße, wie wir – jede und jeder – uns glaubend der Führung des Auferstandenen anvertrauen, wird die Kirche zu einer ausstrahlungsstarken und wirkmächtigen Gemeinschaft, und der Reichtum der Gaben in ihr stärkt sie, macht Freude, ihr angehören zu dürfen, stärkt sogar ihre Einheit, die doch angesichts der Verschiedenheit so schwer herzustellen ist.

Ein Drittes: Dem Auftrag der Kirche Jesu Christi dienen die Leitungsgremien in ihr. Sie dienen ihm; sie herrschen nicht, denn sie werden nur aus einem Grund gebraucht: dass die Gemeinschaft der Gläubigen sich führen lässt vom Herrn der Kirche; dass sie sich nicht zerstreut, sondern zusammen bleibt und bei ihm in Wort und Sakrament.

Liebe Gemeinde,

der Volksmund sagt: Gott schenkt Verstand – das stimmt, und wir Christen haben zwei Ergänzungen: nicht nur denen in Leitungsaufgaben. Vor allem anderen aber schenkt er den Heiligen Geist, der die Kirche begleitet auf ihrem Weg, und das Schwere leicht werden lässt. So können wir beieinander bleiben und bei Christus, dem guten Hirten, der uns anredet: »Folge mir nach!«

Amen.



6. Anhang

Pfarrer Klaus-Jürgen Diehl, Amt für missionarische Dienste der ev. Kirche von Westfalen

6.1 Vom Glauben leise reden – Impulse für eine gelingende Alltagskommunikation

6.1.1 Die schwierige Ausgangslage: Das Kartell des Schweigens

Unsere Kultur ist geprägt von der Privatisierung des Religiösen: »Religion ist Privatsache!« Also hat es im öffentlichen Gespräch nichts zu suchen. Im übrigen gilt: »Jeder kann nach seiner Fassung selig werden«. Zusätzlich kommt erschwerend hinzu, dass viele Menschen eine große kulturelle Distanz zur christlichen Botschaft empfinden, die einem nunmehr 2000 Jahre alten Buch entnommen ist.

Wir Christen beteiligen uns weithin an diesem Kartell des Schweigens. Wenn es darum geht, in der außerkirchlichen Öffentlichkeit zu unserem Glauben zu stehen, überfallen uns häufig Scheu, Scham und Unsicherheit. Lothar Zenetti: Ich sollte doch kennen den einen und einzigen Namen, der uns gegeben ist unter dem Himmel. Ich kenne ihn auch – und doch schweige ich. Ich schäme mich.

Neben den Gefühlen von Unsicherheit, Scheu und Scham spüren wir die Unbeholfenheit, säkularen Zeitgenossen gegenüber in verständlichen Worten vom eigenen Glauben zu reden. Wir sind in einer Art kirchlicher Insidersprache gefangen, die von vielen Menschen entweder nicht oder missverstanden wird. EKD-Synode 1999: Eine neue Sprachschule des Glaubens ist nötig.

6.1.2 Der positive Anknüpfungspunkt: Die Sehnsucht nach Authentizität

Unzählige Talkshows mit z. T. schamlosen Selbstinszenierungen, der andauernde Erfolg von (Auto)Biographien auf den Bestsellerlisten zeigen: Es gibt in der breiten Öffentlichkeit ein auffallendes Interesse an den Lebensgeschichten einschließlich der Brüche, Krisen und Katastrophen, die andere durchlebt und durchlitten haben und wie sie damit fertig geworden sind (oder eben auch nicht).

Hinter diesem Interesse verbirgt sich nicht selten die Sehnsucht nach Authentizität, d.h. nach echtem, glaubwürdigen Leben. Menschen fragen heute nur noch selten nach der Wahrheit bzw. nach einem umfassenden Sinnhorizont für ihr Leben. Dafür möchten sie herausfinden, wer oder was echt ist. – Neben der Sehnsucht nach Authentizität suchen sie nach Kraftquellen, die ihnen helfen, das eigene Leben zuversichtlich zu bewältigen.

Hier liegt die besondere Chance und Herausforderung für uns Christen: Wir müssen uns selbst mit unserem eigenen Glauben und den damit gemachten existentiellen Erfahrungen ins Gespräch bringen, wenn wir bei säkularen Zeitgenossen Aufmerk-

samkeit finden wollen. Mit steilen Glaubenssätzen in der Sprache Kanaans können sie nichts anfangen. Fromme Lippenbekenntnisse oder dogmatische Richtigkeiten – vorgetragen mit dem Anspruch unbedingter Wahrheit – finden kein Gehör. Ja, sie werden nicht einmal mehr verstanden.

6.1.3 Der verheißungsvolle Weg: Der einfühlsame Dialog

Grundvoraussetzung für ein einfühlsames Gespräch über den Glauben ist das ehrliche Interesse an der Person und dem Leben meines Gesprächspartners. Nicht durch noch so kluge Argumente werden Menschen für den Glauben aufgeschlossen, sondern durch persönliche Zuwendung und Anteilnahme an ihrem Leben. – Viktor Frankl: Wollen wir eine Brücke schlagen von Mensch zu Mensch – und das gilt auch für die Brücke des miteinander Redens und Verstehens – so müssen die Brückenköpfe eben nicht Köpfe, sondern die Herzen sein.

Das behutsame Gespräch beginnt nicht mit der Haltung: Meinem Gesprächspartner fehlt das Entscheidende für sein Leben, das ich ihm bieten kann! Sondern: Ich möchte mein Gegenüber verstehen – gerade auch in seiner Skepsis, seinen Zweifeln am Glauben. Wir müssen uns von der falschen Vorstellung lösen, ein Gespräch über den Glauben sei nur dann missionarisch sinnvoll, wenn wir darin die Gebenden sind. Ich möchte in der Offenheit das Gespräch beginnen, dadurch selber Neues lernen zu können und bereichert zu werden.

Darum werde ich sorgsam darauf achten, meine Überlegenheit, mein Vorsprung an Wissen und Erfahrung nicht so in das Gespräch einfließen zu lassen, dass mein Gesprächspartner den Eindruck gewinnen muss: »Ich habe in allen Fragen, die mit dem christlichen Glauben zusammen hängen, keinen blassen Schimmer!« Wo mir ein anderer ein solches Gefühl vermittelt, blocke ich ab und wechsele rasch das Thema. – Ein einfühlsamer Dialog vermeidet das Gefälle von oben nach unten: er strebt ein Gespräch auf gleicher Augenhöhe an und nimmt auch die vorhandenen Reste im Glauben und Wissen ernst, ohne sie madig zu machen.

Bei manchen Fragen kann ich in den meisten Fällen ein Interesse meines Gesprächspartners voraussetzen (s.o. 2.2); zumindest sind diese Fragen hilfreich und weiterführend, wenn es um die Bewältigung unseres Lebens geht. So z.B. die Frage nach der Kraft, dem Halt oder der Geborgenheit im Leben: »Woher nehmen Sie die Kraft?« Oder: »Was gibt Ihnen in schwierigen Lebenssituationen Halt?« Solche Fragen schließen Gesprächspartner oft auf für die Erfahrungen von Halt und Geborgenheit, die wir im Glauben an Jesus Christus machen.

Den eigenen Glauben ins Gespräch bringen kann nicht bedeuten: das eigene »fromme Ich« in den Mittelpunkt zu stellen. Die Betonung liegt nicht auf dem »Ich«, sondern auf dem »ER«, d.h. auf dem, was Gott in und an meinem Leben getan hat. Ich möchte meinem Gesprächspartner Mut machen, Gott mit seinen Zusagen beim Wort zu nehmen.

Auch wenn ich den eigenen Glauben meinem Gesprächspartner mit verständlichen Worten weitergeben möchte und mich dabei der Wunsch beseelt, ihn damit den Zu-

gang zum Glauben zu erleichtern, so rechne ich dennoch nüchtern mit Desinteresse, mit Widerstand und Ablehnung. Ein einfühlsamer Dialog bleibt ein ehrlich geführtes Gespräch, in dem unterschiedliche Erkenntnisse und gegensätzliche Überzeugungen nicht harmonisiert oder nivelliert, sondern ausgesprochen werden. Entscheidend ist dabei, dass sich die Geister nicht an meiner sprachlichen Ungeschicklichkeit scheiden oder der Streit sich nicht an nebensächlichen oder belanglosen Fragen entzündet, sondern wenn es um die Essentials des Glaubens geht, z.B. was Gnade und Gerechtigkeit Gottes für unser Leben bedeuten.

6.2 Vom Glauben leise reden – Anliegen und Konzept einer kleinen Sprachschule des Glaubens

Ausgangspunkt für die Entwicklung der kleinen Sprachschule des Glaubens war die EKD-Synode 1999 in Leipzig mit dem Schwerpunkt-Thema »Reden von Gott in der Welt – Der missionarische Auftrag der Kirche an der Schwelle zum 3. Jahrtausend«. In der von der Synode verabschiedeten Kundgebung heißt es u.a.: »Vielen fällt es schwer, verständlich und überzeugend von ihrem Glauben zu reden ... Über die Fragen des Glaubens schweigen wir verschämt. Das darf nicht so bleiben. Wir brauchen mehr Selbstbewusstsein und Mut, im privaten und öffentlichen Gespräch zu unserem Glauben zu stehen und von seiner Lebensdienlichkeit Rechenschaft zu geben ... Eine neue Sprachlehre des Glaubens ist nötig«.

Die Broschüre »Vom Glauben leise reden« ist kein Glaubenskurs mit missionarischer Zielsetzung, sondern möchte in den Kirchengemeinden Menschen miteinander ins Gespräch bringen, die sich in einem behutsam geführten Dialog Klarheit über ihren Glauben verschaffen und darin gewisser werden wollen, um aus solcher Vergewisserung heraus in einer verständlichen Sprache andern Menschen in ihrer Lebensumgebung Rechenschaft über ihr Christsein abzugeben. Gegenüber den verschiedenen Glaubenskursen setzt »Vom Glauben leise reden« niedrigschwelliger an: Gemeindeglieder sollen sich mit ihren eigenen Fragen, Zweifeln und Glaubenserfahrungen ins Spiel bringen.

Warum »leise« vom Glauben reden? Sollen Christen nicht laut und deutlich von dem reden, was ihr Leben trägt und ihm einen letzten, entscheidenden Sinn gibt? Heißt »leise« womöglich »leisetreterisch«? – Nein, »leise« steht für ein einfühlsames, behutsames Reden vom eigenen Glauben. Ein Reden, dem ein aufmerksames Hören und Bemühen um Verstehen meines Gesprächspartners vorhergeht. Allzu »dick aufgetragene« persönliche Glaubensbekenntnisse, mit missionarischem Eifer vorgetragen, blockieren eher ein offenes Glaubensgespräch.

Zugleich heißt »leise« vom Glauben reden: persönlich, ehrlich und authentisch vom Glauben reden: eigenes Versagen nicht verschweigen, offene Fragen nicht mit

biblisch richtigen Antworten einfach »zudecken«. Zugleich aber: unbekümmert, dankbar und zuversichtlich davon erzählen, wo und wie Gott konkret im eigenen Leben gehandelt hat.

Menschen sind heute nicht interessiert an dogmatischen Richtigkeiten, sondern an authentischem Leben. Das Interesse an existentiellen Erfahrungen und an Kraftquellen, die helfen das eigene Leben zu bewältigen, sind heute viel versprechende Anknüpfungspunkte für Glaubengespräche. – Die in der Sprachschule angeregten Gesprächsübungen »nötigen« die Gesprächspartner immer wieder, persönlich zu werden und »ich« statt »man« zu sagen.

Es gibt viele gute Gründe dafür, Christ zu werden und Jesus zu vertrauen. Menschen werden aber nur selten durch kluge Argumente für den Glauben gewonnen, sondern durch Herzenswärme und verständliches, einfühlsames Reden von Gott. V. Frankl: Wollen wir eine Brücke schlagen von Mensch zu Mensch – und das gilt auch für die Brücke des Miteinander Redens und Verstehens – so müssen die Brückenköpfe eben nicht Köpfe, sondern Herzen sein.

Zum Aufbau der Sprachschule: Von den 7 Kapiteln dienen die ersten fünf schwerpunktmäßig dem Gespräch bzw. der Vergewisserung im eigenen Glauben, während die beiden letzten Kapitel mit den vorgeschlagenen Gesprächs-Übungen die Sprachfähigkeit von Christen fördern möchten, damit sie in einer verständlichen Weise ihren Glauben mit Menschen kommunizieren können, denen der christliche Glaube bisher eher fremd ist. D. h. Die beiden letzten Kapitel dienen der Vorbereitung für missionarische Begegnungen.

Herzstück der Broschüre sind einerseits Texte wie z. B. »Spuren im Sand« von M. Fischback – Powers oder die Sterbe-Geschichten von N. Blüm, die zum Nachdenken über den eigenen Glauben anregen bzw. dazu herausfordern, persönlich Stellung zu nehmen. Andererseits sind die insgesamt etwa 20 empfohlenen Sprach- und Kommunikations-Übungen die Mitte des Ganzen. Diese Übungen sind unterschiedlich: Manche sind zunächst schriftlich auszuarbeiten; andere leiten zum Austausch über eigene Glaubens- und Lebenserfahrungen an. Und wieder andere laden zu einem Rollenspiel ein. – Jede Gruppe, die sich die kleine Sprachschule vornimmt, sollte frei sein, aus den vorgeschlagenen Übungen auszuwählen. Nicht jede Übung »passt« für jede Gruppe.

Die Broschüre »Vom Glauben leise reden« von Klaus J. Diehl ist im Brunnen-Verlag erschienen und ist zum Preis von 5,95 € in Buchhandlungen erhältlich – oder zu bestellen. Sie kann aber auch – mit Mengenrabatt ab 10 Exemplaren – beim Amt für missionarische Dienste der EKvW, Olpe 35, 44135 Dortmund, E-Mail: info@amd-westfalen.de bestellt werden. Dort ist auch ein Heft zur Vertiefung des Themas »Sprachfähig werden im Glauben« zum Preis von 2,00 € zu beziehen.



*Prüft aber alles,
und das Gute behaltet.*

(1. Thess. 5,21)